1,60 DM / Band 169
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

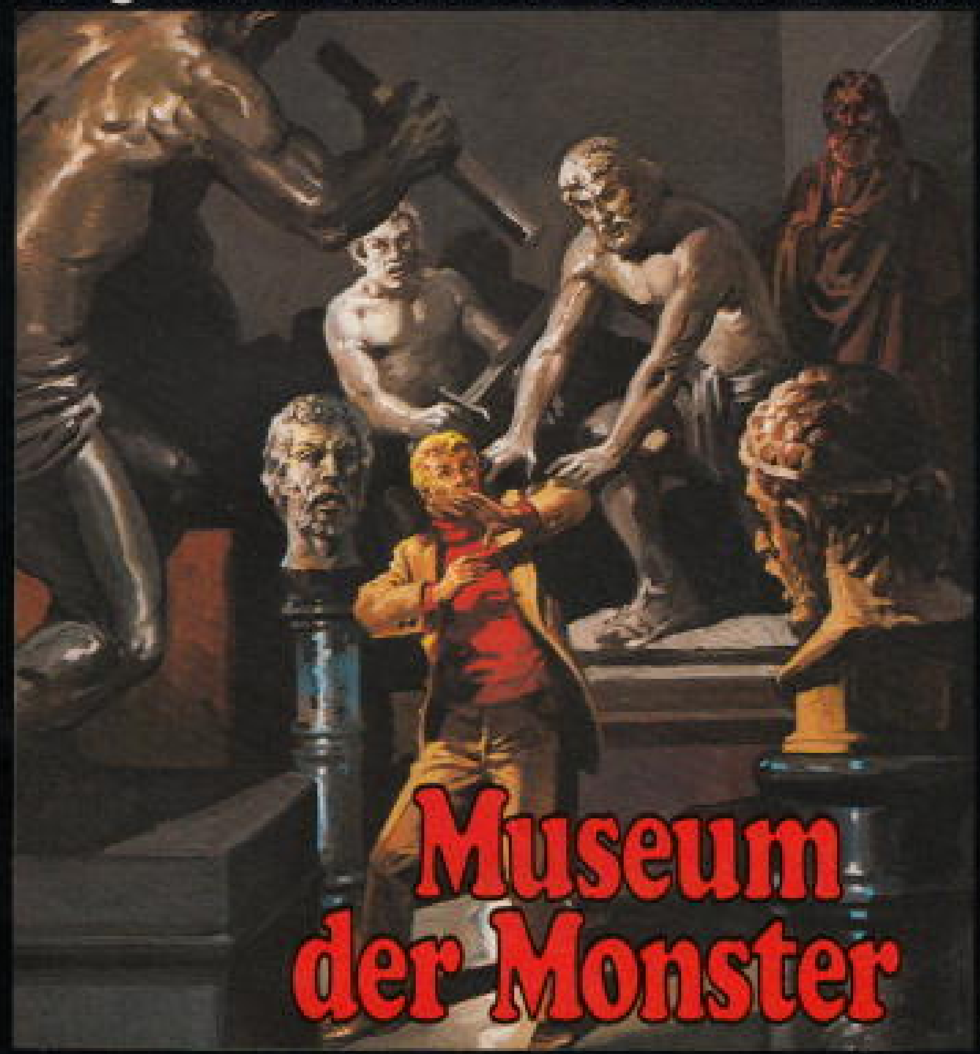
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Museum der Monster

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Museum der Monster

John Sinclair Nr. 169

von Jason Dark

erschienen am 29.09.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Museum der Monster

Die Wucht der Detonation schien den gesamten Felsen auseinanderzutreiben. Himmelhoch flog die Staubwolke und verdeckte die Tonnen von Gestein und Geröll. Nur langsam senkte sie sich. Und es dauerte noch zwei Stunden, bis sich der Mann in den schmalen Canyon wagte.

Seine Augen glänzten, denn sein Ziel hatte er erreicht. Vor ihm lagen die Gräber, wo Mugur und Grobino so lange verschüttet gewesen waren. Nun lebten sie wieder, und die Welt sollte noch von ihnen hören, das schwor der Mann…

Phil Quentin knirschte mit den Zähnen, schlug mit der Faust gegen das Armaturenbrett und lachte. »Die Bullen haben wir abgehängt«, kicherte er. »Die sitzen in ihren lahmen Mühlen und glotzen dumm. Wenn das keine Schau ist.«

Sein Kumpan lachte nicht. Er mußte sich zu stark konzentrieren, denn er fuhr den flaschengrünen Jaguar. Trotzdem hatte er die Worte vernommen, aber er traute ihnen nicht. Basil Brigg hatte Erfahrung mit der Polizei. So leicht gaben die Leute nicht auf. Vielleicht wollten sie ihnen nur eine Falle stellen. Verdammt, sie hätten sich nicht auf diesen Wahnsinnsplan einlassen sollen. Ein Zurück gab es nicht mehr. Im Kofferraum lagen die Gemälde, und damit hatte es sich.

Zum Glück war die Straße leer. Die Dunkelheit lag über dem Land, und das Fernlicht war eingeschaltet und warf seine helle Lichtflut bis an den Wald, der hinter der Kurve begann.

Quentin lehnte sich zurück. Er griff nach den Zigaretten und klemmte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen. »Willst du auch eine?« fragte er.

»Nein.«

Phil hob die Schultern. Er zündete das Feuerzeug an und schirmte die Flamme zur Fahrerseite hin ab. Der Tabak an der Spitze begann zu glimmen, und Quentin sog den Rauch tief in seine Lungen, bevor er ihn durch die Nase wieder ausströmen ließ. Reste davon verfingen sich in seinem Oberlippenbart.

Endlich ließ der Streß etwas nach. War auch Pech gewesen, daß die Bullen sie erwischt hatten. Nicht einmal beim Einbruch, sondern weil sie zu schnell gefahren waren. Sie hätten anhalten sollen, doch Brigg hatte beschleunigt.

Dann begann die Verfolgungsjagd. Sie dauerte nur Minuten und war praktisch schon beendet, bevor sie richtig begonnen hatte Dei war eben zu schnell.

»Was machen wir?« fragte Quinti »Fahren wir durch bis Ipswich?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Brigg stieß zischend die Luft aus »Wie lange bist du eigentlich im Geschäft?«

»Nicht so lange wie du.«

»Das merkt man. Die Bullen haben Funk und Werden sich untereinander verständigen. Die warten doch nur darauf, daß wir bis Ipswich fahren. Irgendwo werden sie eine Straßensperre errichten, und dann nützt dir auch kein Jaguar.«

»Das sehe ich ein. Aber was hast du vor?«

Der flache Wagen raste durch das Waldstück. Rechts und links standen die Bäume so dicht, daß sie wie eine dunkle Wand aussahen. Wir werden uns irgendwo verstecken Meinetwegen auch übernachten.

Den Wagen können wir vielleicht in eine alte Scheune fahren. Morgen sieht dann alles anders aus.

»Wenn du meinst.« Quentin hörte da ganz auf seinen vier Jahre älteren Komplizen, der seine Erfahrungen bereits gesammelt hatte. Audi in Gefängnissen, denn zweimal hatten sie ihn erwischt, und er war eingesperrt worden. An die Zeiten wollte er jedoch nicht mehr erinnert werden.

»Und wie heißt das nächste Kaff?« wollte er wissen.

»Schau mal auf der Karte nach.«

Quentin kramte sie hervor. Er mußte mit dem Gesicht nahe heran, um sie lesen zu können. Colchester hatten sie hinter sich gelassen. Größere Orte gab es hier kaum noch. Da lag Harwich und davor… Quentin überlegte. »Den nächsten Ort könnten wir nehmen.«

»Wie heißt er?«

»Gildwich.«

»Und?«

»Wie und?«

»Groß, klein, mittel? Stell dich doch nicht so dumm an. Ich will Informationen.«

»Eher klein«, sagte Quentin.

»Also genau richtig für uns Pfarrersöhne.« Brigg grinste. »Da können sie lange suchen. Wie weit ist es denn noch bis zu diesem reizenden Nest?«

»Sieben Meilen etwa.«

»Eine Minutensache.« Brigg war zufrieden und Phil Quentin steckte die Karte wieder weg.

Er bewunderte seinen Komplizen. Der behielt die Ruhe und hatte sich auch durch die Polizisten nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen.

Nerven wie Drahtseile hatte der. Phil Quentin hoffte, daß er in ein paar Jahren ebenfalls so sein würde wie Brigg.

Basil beschleunigte. Sie hatten das Waldstück durchfahren. Bretteben lag das Land vor ihnen, nur von dem grauen Band der Straße zerschnitten. Nicht ein Licht funkelte vor ihnen. Der Himmel war eine dunkelgraue Fläche. Es wurde gar nicht richtig finster in dieser Nacht, die zu den längsten des Jahres gehörte. Hinzu kam noch der zunehmende Mond, der kaum durch Wolken verdeckt war.

Entspannt lehnte sich Phil Quentin zurück. Seine innere Spannung hatte nachgelassen. Er war wieder der alte und spitzte sogar die Lippen, um ein Liedchen zu pfeifen.

Dazu sollte es nicht mehr kommen, denn die beiden Diebe wurden von einem Ereignis überrascht, das sie mit der Wucht eines Keulenschlages traf.

Der Lichtteppich, der ihnen zeigte, daß die Straße frei war, wurde plötzlich durchbrochen. Ein Schatten erschien. Gewaltig, riesig,

monsterhaft.
Aber das war kein Schatten, sondern ein Gegenstand. Ein gewaltiges Monster mit weit aufgerissenem Maul.
»Bremsen!« brüllte Quentin.
Das wußte auch Brigg. Aber selbst er, der Nervenstarke, war von dem Anblick und dem plötzlichen Auftauchen dieses Hindernisses völlig aus dem Gleichgewicht gerissen worden. Er sah das feuerrote Gebilde, einen weit aufgerissenen Rachen, und die heiße Angst stach wie mit Messern in sein Gehirn.
In Bruchteilen von Sekunden mußte er sich entscheiden. Rechts oder links vorbei?
Nein, die Geschwindigkeit war Zu hoch. Sie wären mit Vollgas in den Graben gerast.
Dann half nur noch die Radikallösung.
Vollbremsung!
Und das tat Basil Brigg. Sein Fuß wuchtete auf das Bremspedal, trat es bis zum Anschlag durch, die Bremsbacken packten, und die Geschwindigkeit wurde jäh gestoppt.
Beide Männer waren angeschnallt, das machte sich jetzt positiv bemerkbar.
Zuerst hörten sie nur das Kreischen der Reifen, dann wuchtete sie die eigene Geschwindigkeit in den Gurt hinein, sofort jedoch wurden sie wieder zurückgeschleudert, knallten gegen die Kopfstütze, flogen wieder nach vorn - das alles dauerte höchstens zwei Sekunden, und dann rutschte der Jaguar weg. Er begann sich plötzlich zu drehen, so daß die Männer das Gefühl hatten, in einem Karussell zu sitzen. Dreimal drehte sich der schnelle Flitzer um die eigene Achse, verlor stark an Profil - ein schwarzer Streifen blieb auf dem Straßenbelag zurück - und eine unsichtbare Kraft schleuderte den Wagen auf den linken Straßenrand zu.
Dort befand sich ein breiter Wassergraben, der in trockenen Zeiten ein Feld bewässern sollte.
Der Jaguar verließ die Straße. Mit der Schnauze kippte er nach vorn. Sie bohrte sich in den Graben hinein, und da der Wagen noch immer eine gewisse Eigengeschwindigkeit besaß, stellte er sich plötzlich aufrecht.
Die beiden Männer wurden im Innern des Fahrzeuges hin- und hergeworfen. Sie fluchten nicht mehr, sie hörten nur das erste Splittern von Glas und das häßliche Geräusch mit dem sich das Blech des Wagens verbog. Es war ein regelrechtes Kreischen, das ihnen durch Mark und Bein ging. Die Frontscheibe platzte weg. Glas flog ihnen entgegen.
Schützend rissen sie die Hände vor die Gesichter, und dann stand der Wagen senkrecht. Seine Räder drehten sich weiter, als würden sie von

unsichtbaren Händen in Bewegung gehalten.

Ganz langsam kippte er nach vorn.

Es war eine Szene wie sie in keinem Action-Film besser hätte gedreht werden können. Nur war in diesem Fall alles echt und die beiden Männer keine Stuntmen.

Drei Sekunden später krachte der Wagen auf das Feld.

Er fiel genau aufs Dach. Die Wucht war enorm. Überrollbügel jedoch verhinderten das Schlimmste. Zwar wurde das Dach eingedrückt, aber nicht zerstört.

Noch einmal bekamen die Männer diese unheimlichen Kräfte zu spüren.

Phil Quentin schrie, als sie aufprallten und er das widerliche Knirschen vernahm.

Danach war es still.

Fast zu still…

Drei, vier Sekunden geschah nichts. Dann ertönte Quentins Stimme.

»Basil, bist du okay?«

»Ja, verdammt.«

Quentin konnte den Kopf drehen. Sein Kumpan hing wie er noch im Gurt. Der hatte gehalten. Beide Männer waren wirklich wir durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen. Und sie hatten kaum Verletzungen, wenn man von einigen Prellungen absah.

Die Räder rollten langsam aus. Der schöne Jaguar aber war nur noch eine verbeulte Blechkiste, mehr nicht.

»Verdammt, wir müssen hier raus!« keuchte Basil.

»Und wie?«

»Das werden wir sehen. Wenn die Türen nicht verbeult sind, kriegen wir sie auf. Verflucht, auch. Warum mußte uns das passieren?«

»Das war keine Polizeisperre«, meinte Quentin.

»Weiß ich selbst.«

»Aber was dann?«

»Keine Ahnung. Wir sind ja nicht dagegen gefahren. Sah aus wie ein riesiger roter Stein oder was weiß ich.«

»Wer sollte den denn dahingeschleppt haben?«

»Frag mich was Leichteres Außerdem habe ich keine Lust, mir darüber Gedanken zu machen, ich will hier raus, zum Teufel. Mist, wo ist denn der Gurtverschluß?«

Phil Quentin sagte nichts. Er suchte selbst nach dem Lösemechanismus und schaffte es noch vor seinem Partner, den Gurt zu lösen. Jetzt konnten sich beide freier bewegen.

»Ich versuche es an meiner Seite«, sagte Basil Brigg. Er schimpfte ein paarmal, dann hatte er den Hebel gefunden. Doch die Tür ließ sich nicht öffnen. Sie war eingeklemmt.

»Was ist?«

»Frag nicht so dämlich!« fuhr Brigg seinen Kumpan an. »Ich kriege die Tür nicht auf.«

»Dann mache ich es an meiner Seite.«

»Wenn du willst.« Die Antwort klang provozierend. Phil Quentin ging dem anderen auf den Wecker Und Quentin schaffte es. Es gelang ihm in der Tat, die Tür aufzudrücken.

Er mußte sich zwar zweimal dagegen wuchten, was gar nicht so einfach war, aber er schaffte es.

»Okay«, sagte er und kroch aus dem Wagen. Quentin ließ sich kurzerhand fallen und landete auf dem weichen Feld. Plötzlich stöhnte er auf. Erst jetzt merkte er, daß er doch etwas abbekommen hatte. Sein rechtes Bein wollte nicht so, wie er es gern gehabt hätte. Bis zum Oberschenkel wühlte der Schmerz, und Phil Quentin mußte kräftig die Zähne zusammenbeißen.

Basil Brigg erschien. Er schaute von seiner Stellung auf Quentin herunter. »Was ist denn los?«

»Shit, mein Bein.«

»Reiß dich zusammen, Mann.«

»Das sagst du so.«

Basil Brigg sprang. Er landete auf allen vieren und verzog schmerzhaft das Gesicht, denn er spürte, daß es auch ihn erwischt hatte.

Und zwar am linken Arm. Er knickte einfach unter ihm weg, und er hatte das Gefühl, als würden die Sehnen zerspringen, aber er biß die Zähne zusammen.

»Wir müssen weg, Phil!«

Quentin nickte. »Weit kommen wir nicht. Ich kann kaum auftreten.«

»Die paar Meilen wirst du doch noch schaffen.«

»Und die Beute?«

»Müssen wir im Wagen lassen.«

»Das tut mir in der Seele weh. Jetzt haben wir schon mal die Chance, und da wird sie uns wieder kaputtgemacht. So ein Mist, ein verfluchter.«

Die beiden Diebe machten sich Sorgen wegen ihrer Beute. An den Unfall dachten sie im Moment nicht und auch nicht an das Ereignis, das ihn ausgelöst hatte.

Doch sie wurden daran erinnert.

Von ihnen unbemerkt, hatte sich eine Gestalt herangeschlichen. Sie war in Deckung des Wagens geblieben und trat jetzt hervor, als die Diebe sich davonmachen wollten.

»Ich glaube nicht, daß Sie es bis zum nächsten Dorf schaffen werden, meine Herren«, sagte der Ankömmling und lächelte süffisant…

***

Die beiden Diebe schienen zu Eiszapfen zu werden. Auf jeden Fall rührten sie sich nicht.

Bis Quentin nach einer Weile sagte: »Verdammt, die Bullen.«

Der Mann lachte. »Es tut mir leid, aber ich bin kein Bulle.«

Jetzt drehten sich Quentin und Brigg um. Sie hatten erwartet, auf einen Bauern oder Einheimischen zu treffen, doch die Gestalt, die sie vor sich sahen, wirkte so seltsam und fremdartig in dieser Gegend wie ein Skifahrer auf einem Tennisplatz.

Der Mann trug auf dem Kopf einen Zylinder. Darunter war ein hageres Gesicht zu sehen mit einer weit vorspringenden Nase. Auf der Oberlippe wuchs ein schmales Bärtchen. Die Augen funkelten wie kleine Eiskristalle, und zwischen Nase und Mund waren scharfe Falten in die Haut gegraben.

Nicht nur der Zylinder wirkte deplaziert in dieser Umgebung, auch die übrige Kleidung. Der Fremde trug einen altertümlichen Frack, ein Hemd mit hohem steifen Kragen, einen großknotig gebundenen Binder und eine graue Weste. Seine Hände steckten ebenfalls in grauen Handschuhen, und in der Rechten hielt er einen Regenschirm, der eingerollt war und eine abgeflachte Holzspitze besaß.

Basil Brigg hatte sich als erster von seiner Überraschung erholt. Er schüttelte den Kopf, wischte sich über die Augen und sagte das, was auch sein Komplize empfand.

»Ich glaube, ich spinne.«

Der Mann behielt sein Lachen bei. »Ich kann mir denken, daß Sie überrascht sind, meine Herren, denn ich gebe zu, daß mein Auftauchen ein wenig ungewöhnlich ist…«

»Ungewöhnlich?« kreischte Brigg. »Bekloppt ist das, bescheuert, behämmert…«

Keiner achtete auf die Augen des seltsamen Fremden. In denen blitzte plötzlich eine gnadenlose Kälte. Das hätte die Männer warnen müssen, doch sie hielten den Fremden für einen dummen Spinner.

»Bitte mäßigen Sie sich, mein Lieber, denn Ihre Lage ist nicht gerade rosig.«

Brigg dachte praktischer. »Wer sind Sie?« fuhr er den Fremden an.

»Sie gestatten, daß ich mich vorstelle?« Der Mann hob die Hand und lüftete seinen Zylinder. »Mein Name ist Peter Halifax.«

»Und?«

»Ich bin der Herr der steinernen Monster.«

Quentin begann plötzlich zu kichern. »Monster«, sagte er. »Warum sind Sie nicht der Kaiser von China?«

»Den gibt es nicht mehr.«

»Aber den Herrn der Monster, wie?« spottete Basil Brigg.

»Ja, der steht vor Ihnen.«

»Kommen Sie sich nicht selbst lächerlich vor? Wir hatten einen

Unfall, befinden uns hier mutterseelenallein auf einem Feld, sind froh, daß wir aus dem Wagen klettern konnten, und dann kommen Sie an und erzählen uns was von steinernen Monstern. Soll man da lachen oder weinen? Wahrscheinlich sind Sie aus einer Irrenanstalt ausgebrochen. Hauen Sie ab, Mann. Bisher war es Spaß, aber denken Sie nur nicht, daß wir die Nerven hätten, uns mit Ihnen hier die ganze Nacht zu unterhalten, Mr. Halifax Verschwinden Sie endlich.«

»Sie reden dumm, Mister«, erwiderte Peter Halifax gelassen. »Sogar sehr dumm. Überlegen Sie doch mal. Weshalb hatten Sie eigentlich dieses Unglück oder diesen Unfall?« Nach dieser Frage stützte der Mann beide Hände auf den Knauf seines Schirms und legte den Kopf schief, wobei er die beiden Männer anlächelte.

»Da war ein Hindernis auf der Straße«, erwiderte Quentin.

»Sehr richtig. Und was kann dieses Hindernis wohl gewesen sein?«

»Keine Ahnung.«

»Dann will ich es Ihnen sagen.« Der Mann nahm wieder eine andere Haltung ein. Er hielt den Schirm jetzt mit einer Hand. »Sie sind verunglückt, weil ein Monster ihnen den Weg versperrte, das ist das ganze Problem«

Basil Brigg, der tatsächlich hatte gehen wollen, blieb weiterhin sitzen.

»Moment mal«, sagte er, »Wie war das? Ein steinernes Monster soll uns den Weg versperrt haben?«

»Ja, das sagte ich.«

»Und das stimmt?«

»Natürlich.«

Brigg und Quentin schauten sieh an. Phil hob die Schultern, doch Basil merkte, wie langsam aber sicher die Wut in ihm hochstieg. Er schluckte hart, bevor er den nächsten Satz formulierte. »Dann haben wir Ihnen also unser Unglück zu verdanken.«

»Wie recht Sie haben.«

»Mann, was erlauben Sie sich. Wissen Sie eigentlich, was wir mit Ihnen anstellen werden?«

»Nein. Wahrscheinlich gar nichts. Sie werden nicht dazu kommen. Ich kann Ihre Erregung natürlich verstehen, doch ich sah keinen anderen Weg, um für meine Lieblinge das zu besorgen, was sie brauchen. Sie habe ich ausersehen, Ihr Pech.«

Selbst Brigg wurde dieser Mann unheimlich. Das war kein Spinner, der wußte genau, was er wollte. Ein Schauer kroch über Briggs Rücken.

»Was wollen Sie genau von uns?«

Peter Halifax gab die Antwort. Und seine Stimme klang dabei wenig verbindlich. »Ich will Sie töten…«

***

Erst wollten die beiden Diebe lächeln. Sie hatten auch schon angesetzt, doch dann zerbrach der heitere Gesichtsausdruck wie eine gläserne Kette und machte einem ungläubigen Staunen Platz.

»Was wollen Sie?« fragte Brigg.

»Sie töten.«

»Haben Sie sich da nicht etwas viel vorgenommen?«

»Nein, gar nicht.«

Quentin reagierte anders. Er wollte aufstehen und dem anderen an die Kehle, doch ein scharfer Zuruf stoppte ihn. »Bleiben Sie sitzen, Mister!«

Phil Quentin gehorchte verdattert.

Aber Brigg überschwemmte die Wut. »Okay, Mister, bis jetzt habe ich das Spiel mitgemacht, doch nun bin ich es endgültig leid.« Er stützte sich auf seinen gesunden Arm und wollte aufstehen. Der Kerl konnte ihm das nicht verbieten. Und wenn er einmal stand, dann würde dieser Halifax sein blaues Wunder erleben, auch wenn Brigg nur einen Arm gebrauchen konnte.

Soweit kam es nicht.

Bevor Brigg sich noch in die Höhe gewuchtet hatte, reagierte Halifax. Er bewegte nur seinen rechten Arm. Dadurch wurde auch der Regenschirm nach vorn gedrückt und gleichzeitig vom Boden hoch. Bevor sich Brigg noch versah, drückte Peter Halifax auf einen verborgenen Knopf, und aus der Spitze schoß die schmale Klinge eines Messers, deren Ende dicht vor der Kehle des Diebs zitterte. Brigg erstarrte.

Halifax stieß blitzschnell zu und zog die Klinge von rechts nach links.

Brigg wollte etwas erwidern, doch seine Stimme erstickte im Blut. Der angebliche Irre hatte ihm die Kehle durchgeschnitten.

Und Phil Quentin war Zeuge gewesen.

Ein Zeuge, der das gar nicht glauben konnte. Er sah, wie sein Kumpan nach vorn sackte und sich auf einmal nicht mehr rührte. Dann kippte er langsam nach links.

Basil ist tot! schrie es in Quentins Gehirn. Und du bist mit dem Killer allein!

Der höfliche Mörder wandte sich an Phil Quentin. »Nun, mein Freund«, sagte er mit leiser Stimme und schwenkte seinen gefährlichen Regenschirm herum.

»Nein… nein!« Quentin bibberte vor Angst. »Bitte, ich…«

Halifax kannte keine Gnade. Das Letzte, was Phil Quentin in seinem Leben sah, war das Blitzen der scharfen Klinge dicht vor seinem Gesicht. Dann merkte er nichts mehr.

Phil Quentin starb auf dieselbe Art und Weise wie sein Freund?

***

Samstag - Wochenende!

Auch ich konnte ausspannen. Und Jane Collins ebenfalls. Wir hatten uns lange nicht gesehen. Sie hatte einige Fälle zu bearbeiten gehabt, und mich hatte der Weg in der Zwischenzeit sogar nach Deutschland und Sizilien geführt.

Demnach gab es viel zu erzählen.

Janes Anruf erreichte mich am Freitag. Kurz vor Dienstschluß hatten wir vereinbart, ein Wochenende auf dem Lande zu verleben. In der Provinz Suffolk kannte Jane ein kleines Gasthaus, in dem man vorzüglich essen und auch übernachten konnte. Das Haus gehörte zu einem Ort mit dem Namen Gilwich. Davon hatte ich nie gehört, aber Jane war begeistert.

Sie hatte Fotos gesehen. Ein Klient war dort gewesen und lobte das Haus in den höchsten Tönen.

Ich hatte zugestimmt, und so waren wir am Samstagmorgen losgefahren. Hinein in einen herrlichen Sommertag, wo der Himmel noch blau war und von kaum einer Wolke getrübt wurde. Unsere Laune war dementsprechend.

Ich vergaß Geister, Dämonen, Gespenster und anderes Zeug und dachte nur noch an die beiden vor uns liegenden herrlichen Tage.

Hoffentlich passierte mir nicht das gleiche wie vor kurzem, als ich mit meinem Freund Bill essen war. Da war ich in den Bann einer Hexe geraten und konnte jetzt noch von Glück sprechen, überhaupt am Leben zu sein.

Das Haus wurde von einem Schweizer Ehepaar geleitet. So etwas spricht bekanntlich für sich. Gerade was die Gastronomie anging, waren die Schweizer immer noch führend, davon hatte ich mich während einiger Besuche in diesem herrlichen Land überzeugen können.

Obwohl Jane das Haus noch nie gesehen hatte, waren wir beide zufrieden. Wir hatten ein großes Zimmer bekommen, das, wie das Gebäude selbst, seinen Landhauscharakter nicht verleugnen konnte.

Dunkelbraune Deckenbalken hoben sich deutlich vom Weiß der Deckenfarbe ab. Auch die Einrichtung des Zimmers zeigte einen rustikalen Touch. Vor allen Dingen bestach das Zimmer durch die Sauberkeit.

»Gut, nicht?« fragte Jane.

Ich nickte, zog die Gardine des großen Fensters zur Seite und blickte auf einen Balkon. »Hier könnte ich länger bleiben.«

»Und warum tun wir es nicht?«

»Weil es gewisse Mächte gibt, die das sehr schamlos ausnutzen würden«, erwiderte ich. »Aber ein oder zwei Tage dranhängen, das ginge schon.«

»Wunderbar.«

Ich drehte mich um und wollte etwas sagen, doch Jane war bereits im Bad verschwunden. Ich hatte zuvor einen Blick hineingeworfen. Die blauen Kacheln schimmerten wie das Wasser eines Pools. Auch das Bad war ein Vorbild an Sauberkeit.

»Ich nehme nur eine Dusche und ziehe mich um!« rief Jane.

»Okay.« Ich öffnete die Doppeltür und trat auf den Balkon. Er lag an der Rückseite des Hauses. Mein Blick fiel auf die Dächer der Garagen. In einer stand der Bentley. Danach begann ein Feld und weiter hinten führte die Straße nach Gildich. Sie würde uns nicht stören. Erstens war sie nicht stark befahren, und zweitens lag sie ziemlich weit vom Haus entfernt.

Ich fand zwei Liegestühle, klappte einen auf, ließ mich darin nieder und drehte mein Gesicht der warmen Sonne zu. Ich schloß die Augen. Es war ein herrliches Gefühl, mal so richtig ausspannen zu können. Die Vögel zwitscherten, als wären sie in einem Sangeswettstreit und wollten mir besonders beweisen, wie gut sie doch waren.

Mein Gähnen kam automatisch. Die Beine hatte ich langgemacht, und wie von selbst fielen mir die Augen zu.

Ich schreckte auf, als Wasser in mein Gesicht tropfte, und ich ein helles Lachen hörte.

»He, du trübe Tasse. Bist du gekommen, um zu schlafen?«

Ich ruckte hoch.

Neben dem Liegestuhl stand Jane und lächelte. Auf ihrem Körper perlte noch das Wasser. Vor der Brust war das flauschige Badetuch zusammengeknotet. »Das habe ich gern«, beschwerte sie sich. »Erst mit mir ins Wochenende fahren und dann noch anfangen zu schlafen. Das darf man gar keinem erzählen.«

Ich schielte sie von der Seite her an. »Du hältst mich also für eine trübe Tasse?«

»Ja.«

»Dann kannst du jetzt erleben, wie die trübe Tasse zerspringt, du große Detektivin.«

Bevor Jane noch reagieren konnte, war ich schon hochgesprungen und hatte sie gepackt.

Sie lachte auf. Meine Hände umklammerten ihre Hüften. Ich hob Jane hoch, trug sie ins Zimmer und warf sie aufs Bett. Sie befand sich noch in der Luft, als sich der Knoten des Badetuchs löste und der Stoff nach beiden Seiten auseinanderfiel.

»Na, wenn das kein Anblick ist«, grinste ich und ließ meine Blicke über diese wunderbar geformte Hügel- und Tallandschaft wandern.

»Du Lüstling!« rief Jane, wartete jedoch bewußt einige Sekunden, bevor sie den Stoff wieder zusammenklappte und ihre Anatomie meinen Blicken verschloß.

»Das war erst der Anfang!« versprach ich und verschwand ebenfalls

im Bad.

Wir hatten eine relativ lange Fahrt hinter uns, und ich wollte mir auch die Müdigkeit aus den Knochen duschen. Der Abend und die folgende Nacht wurden sehr lang werden.

Das sollten sie auch. Allerdings auf eine andere Art und Weise, wie ich vermutete. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich allerdings nichts davon.

Jane hatte darauf bestanden, daß ich einen leichten Sommeranzug mitnahm. Das wäre stilvoller, wenn wir im Restaurant saßen und speisten.

Sie hatte mir extra noch eine Krawatte besorgt, eine von diesen schmalen Dingern, wie man sie früher trug und wie sie jetzt wieder modern waren. Sie hätte die alten Galgenstricke nicht wegwerfen sollen.

Als ich abgetrocknet und mit einem Handtuch um die Hüften gebunden das Zimmer betrat, lag schon alles bereit. Jane stand ausgehfertig nahe der Tür.

Ich bewunderte sie entsprechend, weil jede Frau es gerne hat, wenn man ihr Komplimente macht. Außerdem gefiel mir Jane wirklich. Sie trug einen erbsenfarbenen Rock aus dünnem Antilopenleder, eine weitgeschnittene beigerosafarbene Seidenbluse und darüber eine Bolerojacke aus dem gleichen Material wie der Rock. Das Haar hatte sie an den Seiten zu jeweils zwei dicken Korkenzieherlocken gedreht und hochgesteckt. Zwei Modeschmuckketten, die in der Farbe mit Rock und Bolero harmonierten, schmückten ihren Hals.

»Prächtig siehst du aus«, sagte ich und nickte.

»Und sieh zu, daß du fertig wirst.«

»Warum hast du es denn so eilig?«

»Sonst bist du doch immer der, der treibt.«

Das stimmte auch wieder. Meistens mußte ich auf Jane Collins warten.

Heute war es mal ausnahmsweise umgekehrt.

Ich schlüpfte in die Kleidung, band den Strickbinder und zog mein Jackett über.

Doch es fehlte noch etwas. Die Beretta.

Als ich sie aus dem Koffer holte, bekam Jane Collins große Augen.

»Was willst du denn damit?«

»Mitnehmen.«

»Du glaubst doch nicht etwa…«

Obwohl es unhöflich war, ließ ich sie nicht ausreden. »Ich habe mir angewöhnt, die Waffe immer mitzunehmen. Gebranntes Kind scheut das Feuer.«

»Dann tu, was du nicht lassen kannst!«

Das tat ich auch. Erst als die Waffe im bequemen Hüfthalter saß, fühlte ich mich wohler.

»Wir können«, sagte ich.
»Okay.«
Der Flur war nicht sehr lang, da nur wenige Zimmer vermietet wurden.
Eine Treppe führte nach unten in die Nähe der kleinen Rezeption, wo es dann auch einen Verbindungsgang zum Restaurant gab.
Den nahmen wir.
Ein Boy hielt uns die Tür auf. Begrüßt wurden wir vom Chef persönlich.
Er hieß Golbi, war ein hochgewachsener Mensch mit dunklen Haaren und einer sonnenbraunen Haut. Ein Typ, der seine Wirkung auf Frauen besaß, das merkte ich auch an Janes Lächeln.
»Ich freue mich, Sie bei uns begrüßen zu dürfen«, sagte er. »Haben Sie sich bereits einen Tisch ausgesucht?«
»Nein«, flötete Jane, »das wollten wir eigentlich Ihnen überlassen.«
»Bitte, folgen Sie mir. Sie können Platz nehmen, wo Sie wollen. Es ist noch alles frei.«
»Dann sind wir die ersten«, sagte Jane.
»Ja, aber nicht lange. Aus Gilwich haben sich einige Herrschaften angemeldet, die bald eintreffen werden.«
Wir bekamen einen Tisch am Fenster, genau zwischen zwei Blumenbänken. Nicht weit von uns entfernt sprudelte ein kleiner Springbrunnen, der mitten im Restaurant stand und praktisch die Verlängerung des Salatbuffets bildete.
Die Tische waren breit, so daß man die Speisen bequem zu sich nehmen konnte. Wir aßen mit Silberbestecken und auf den Tischen standen Kerzen. Ein Ober, er trug eine rote Jacke und eine schwarze Hose, zündete die Kerze auf unserem Tisch an.
Dann reichte man uns die Karte.
»Huch«, sagte Jane, als sie das in Leder gebundene Buch aufschlug. »Die haben ja gar keine Preise.«
»Bei dir nicht, aber bei mir.«
»Und wie sind sie?«
»Sie übersteigen bei weitem das Gehalt eines kleinen Polizeibeamten.«
»Dann kannst du ja hinterher spülen.«
»Das machen die Maschinen.«
Jane deutete nach draußen. »Oder rasenmähen.«
Ich grinste. »Das schon eher.«
Der Ober kam und erkundigte sich, ob wir einen Aperitif zuvor trinken wollten.
Und wie Jane wollte. Sie bestellte einen Campari-Orange. Ich wählte einen ganz normalen Whisky. Da ich nicht im Dienst war, konnte ich mir einen guten Schluck erlauben.

Die Getränke kamen, und wir stießen an. Janes Augen glänzten. »Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, hier sitzen zu können. Wir waren lange nicht mehr aus - oder?«

»Das stimmt.«

»Du hast dich sicherlich inzwischen mit anderen Mädchen vergnügt.«

Als Jane dies sagte, hatte ich Mühe, keinen roten Kopf zu bekommen, denn mir fielen zwar keine großen Sünden ein, aber da war die Sache mit Nadine Berger gewesen. Ich hatte mit ihr übernachtet.[1] Bisher hatte Jane nichts davon erfahren. Ich wollte auch, daß es so blieb.

»Hast du was?« fragte sie spitz.

Ich versuchte ein Lächeln. Es fiel bestimmt nicht gut aus. »Nein, wieso sollte ich etwas haben?«

Bevor Jane nachhaken konnte, »rettete« mich der Ober. Er trat an unseren Tisch und war in Begleitung eines Boys, der einen Wagen vor sich herschob, auf dem Brot und Butter standen.

Der Duft des warmen Weißbrotes stieg in unsere Nasen. Jane entschied sich für Salzbutter, ich nahm Kräuterbutter zum Brot.

Als wir aßen, erschienen die anderen Gäste. Auch sie wurden persönlich begrüßt und zu einem Tisch geleitet. Es waren zwei Ehepaare, die uns freundlich zunickten, da sie sich in der Nähe niederließen.

»Das ist also die Prominenz von Gilwich«, stellte Jane Collins fest. Ich zerkaute eine Scheibe Brot. »Sicherlich der Bürgermeister.«

»Und der andere?«

»Keine Ahnung.«

Jane griff zur Karte und blätterte sie langsam durch. Auch ich vertiefte mich in das Studium der Speisen. Da waren allerlei Gaumenfreuden aufgezählt. Flambierte Gerichte, Gegrilltes, Fisch, Fondues und noch einiges mehr.

»Ich weiß gar nicht, was ich bestellen soll«, meinte Jane. »Das sind alles so herrliche Dickmacher.«

»Versuch's doch mal mit Fisch.«

»Auf deine Verantwortung.«

Jane bestellte auch Fisch. Und zwar frischen Salm. Ich hielt mich an ein Steak und aß als Vorspeise nichts. Auch Jane verzichtete darauf, denn sie wollte unbedingt noch ein Dessert zu sich nehmen. Als Getränk nahm Jane einen französischen Weißwein, während ich mich an einem anständigen Bier festhielt. Wein konnte ich nach dem Essen noch trinken.

Mein Steak wurde am Tisch gebraten. Kurz nur, so daß es innen noch rot war. Flambiert wurde es auch, und der Cognac brannte mit einer blassen Flamme.

Jane schaute zu.

»Hättest du auch gern bestellt, wie?« fragte ich sie.

»Nein, das ist mir zu blutig. Ich wundere mich sowieso, daß du dieses Steak so essen kannst. Ist dein Job nicht schlimm genug. Und dann noch das Blut im Fleisch…«

»Wenigstens einmal im Leben Vampir sein.«

»Schäm dich.«

Wir lachten beide. Auch Jane bekam ihren Fisch serviert. Er schwamm in einer hellen Soße.

Wir aßen.

Ich hatte gerade das Fleisch angeschnitten und mir das erste Stück zwischen die Zähne geschoben, als ich aus den Augenwinkeln die Bewegung wahrnahm. Jemand trat an den Tisch der Prominenz aus Gilwich. Ich drehte den Kopf und sah einen Polizeibeamten, der sich zu einem grauhaarigen Mann hinuntergebeugt hatte und ihm etwas ins Ohr flüsterte.

Ich verstand nicht genau, was der Mann sagte, aber einiges doch.

Zudem war ich auch neugierig.

»Sir, Sie müssen sofort kommen.«

»Was ist denn?« fragte der Grauhaarige. Er schien wohl der Polizeigewaltige zu sein.

»Ich kann Ihnen das jetzt kaum sagen. Die Herrschaften würden…«

»Gut, ich verstehe.« Der Grauhaarige tupfte mit seiner Stoffserviette über die Lippen, warf einen entschuldigenden Blick in die Runde und erhob sich.

Der Polizist zog ihn ein paar Yards zur Seite und redete flüsternd auf ihn ein.

Sie standen jetzt sogar etwas näher bei mir, so daß ich unbewußt mithören konnte.

»Was sagen Sie?« zischte der Grauhaarige.

»Ja, Sir, wir haben zwei Leichen gefunden. Sie waren völlig blutleer…«

***

Blutleere Leichen!

Plötzlich schmeckte mir das Filetsteak nicht mehr, obwohl das Fleisch wirklich sehr zart war.

Jane hatte ebenfalls etwas mitbekommen. Strafend schaute sie mich an.

»John, wir haben frei. Wir…«

»Ja, ja, ich weiß. Aber wenn ich durch Zufall hier eine Chance sehe, irgendwelchen dämonischen Gegnern auf den Leib zu rücken, dann mische ich mich ein. Das Wort blutleer hat ja bereits einiges zu bedeuten.«

»Es muß aber nicht mit Vampiren und Dämonen zu tun haben.«

»Nein, aber kann.«

Jane zerstocherte mit der Gabel den Fisch. Ein Zeichen, daß sie keine Lust mehr hatte, weiterzuessen.

Ich aber schob den Stuhl zurück und stand auf. Der Grauhaarige und der Polizist schritten bereits mit eiligen Schritten dem Ausgang des Restaurants zu. Mr. Golbi stand an der Tür und fragte, was denn, um Himmels willen, geschehen wäre.

»Eine dienstliche Angelegenheit«, erwiderte der Grauhaarige.

»Ist es schlimm?«

»Darüber kann ich nicht reden.«

Ich hatte die drei Männer inzwischen erreicht, wurde auch gesehen, und der Grauhaarige verstummte sofort.

»Kann ich Sie einen Moment sprechen?« mischte ich mich ein.

Der Mann runzelte die Stirn. »Im Prinzip ja, aber ich bin leider durch einen dringenden Fall verhindert worden. Wenn Sie es später vielleicht noch einmal versuchen würden…?«

»Es geht um den Fall.«

Jetzt schauten mich auch der Polizist und der Hotelbesitzer an.

Ich lächelte. »Wenn wir draußen…«

»Natürlich. Entschuldigen Sie.« Der Grauhaarige gab den Weg frei, und wir verließen das Restaurant.

Die Luft war nicht mehr ganz so frisch wie bei unserer Ankunft. Sie hatte an Feuchtigkeit zugenommen, jedoch waren die Temperaturen nicht gesunken. Eine widerliche Schwüle drückte auf die Atemwege.

»Dann darf ich mich zuerst einmal vorstellen«, sagte ich und präsentierte meinen Ausweis. »Ich bin John Sinclair und arbeite bei Scotland Yard.«

Der Grauhaarige schaute sich das in eine Hülle eingeschweißte Dokument an und las auch den Text, der besagte, daß ich mit besonderen Vollmachten ausgerüstet war.

Er gab mir den Ausweis zurück. »Sind Sie dienstlich hier, Mr. Sinclair?«

»Nein, es ist ein privater Besuch. Ich habe nur zufällig gehört, was der Konstabler Ihnen mitgeteilt hat. Und es sind wirklich zwei blutleere Leichen gefunden worden?«

Der Polizist nickte.

»Wo?« fragte ich.

»Spaziergänger haben sie in einem Gebüsch gefunden. Einer war Arzt, der hat es sofort gesehen.«

»Kann ich mir die Toten anschauen?«

Der Konstabler sah den Grauhaarigen an. Der hatte nichts dagegen und nickte zum Zeichen seines Einverständnisses. Ich erfuhr auch seinen Namen. Er hieß Raymond McDonald, war Bürgermeister, Stadtchef und Polizeichef in einem. In den letzten Minuten war er etwas nervös geworden, denn er kaute auf seiner Unterlippe, und

seine Augen zuckten ein paarmal.

»Wir können meinen Wagen nehmen«, schlug er vor. »Kommen Sie, Mr. Sinclair.«

Der Polizeichef und ich stiegen in einen blauen Rover. Ich wunderte mich, daß ein kleiner Ort wie Gilwich einen Polizeichef besaß und fragte danach.

Es stellte sich heraus, daß Mr. McDonald auch die Polizeigewalt über drei andere Orte ausübte. Man hatte die Dörfer praktisch unter eine Zentrale gestellt.

Der Konstabler fuhr vor. Er hockte in einem Kleinwagen. Der Minicooper war sogar auf dem Dach mit einem Blaulicht versehen. Als wir am Restaurant vorbeirollten, sah ich Jane Collins am Fenster. Sie schaute uns mit unbewegtem Gesicht nach. Die Detektivin war sauer. Sie hatte sich sehr auf das Wochenende gefreut. Jetzt schien es aus den Nähten geplatzt zu sein.

»Ist es weit?« fragte ich.

McDonald schüttelte den Kopf. »Nein, direkt vor dem Dorf beginnt ein Wald. Da liegen die Leichen.«

Etwa fünf Minuten blieben wir auf der Hauptstraße. Dann bogen wir ab.

Es war ein schmaler Weg, der zuerst zwei Felder teilte und dann in den Wald führte. Wir fuhren aber nicht hinein, sondern ließen die Wagen stehen. Den Rest gingen wir zu Fuß.

Bevor wir die beiden Toten erreichten, mußten wir uns noch durch Unterholz schlagen. Der Konstabler ging voran und räumte uns den Weg frei.

Die Toten lagen in einer Mulde.

Es waren zwei Männer. Ich hatte sie noch nie gesehen, mußte aber hart schlucken, als ich erkannte, auf welche Art und Weise sie ums Leben gekommen waren.

Auch der Polizeichef wurde blaß. Der Konstabler hatte sich sowieso abgewendet.

Minutenlang standen wir schweigend um den Tatort. Schließlich sagte McDonald: »Mein Gott, wer kann das nur getan haben? Das ist doch kein Mensch, der so etwas macht…«

»Doch, es gibt Menschen, denen man dies zutrauen kann.«

»Aber welchen Sinn hat das, Mr. Sinclair?«

Ich hob die Schultern und trat näher an die beiden Toten heran. Sie waren nicht hier in der Mulde umgebracht worden, das sah man sofort.

Schleifspuren auf dem Boden zeugten davon, daß der oder die Täter die Toten hierhergeschafft hatten. Ihnen fehlte also das Blut. Aber wir sahen keine Spuren. Entweder hatten sie bereits auf dem Weg sämtlichen Lebenssaft verloren oder aber es gab da jemand, der das

Blut der Männer gebrauchen konnte.

Das war natürlich schlimm. Mein erster Gedanke galt einem Vampir. Den verwarf ich bald wieder. Vampire bissen in die Halsschlagader, die schnitten ihren Opfern nicht die Kehle durch.

Ich richtete mich wieder auf. Der grauhaarige McDonald fragte mit rauher Stimme: »Was sagen Sie dazu, Mr. Sinclair?«

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber eine Patentlösung kann ich Ihnen auch nicht anbieten.«

Der Konstabler hatte noch etwas zu sagen. »Wenn ich dazu etwas bemerken dürfte, Sir…«

»Bitte, reden Sie.«

»Sie erinnern sich daran, daß wilden zerstörten Jaguar auf dem Feld gefunden haben. Sie wissen auch, wo der Fahrer verschwunden war.«

»Klar.«

»Da man dort auch Blut fand, ist es doch durchaus möglich, daß diese beiden Männer vielleicht den Wagen gefahren haben konnten.«

Der Grauhaarige nickte. »Das ist eine Möglichkeit.«

»Könnten Sie mir das genauer erklären?«

Der Polizeichef nickte. »Selbstverständlich, Mr. Sinclair. Wir haben gestern auf einem Feld in der Nähe einen demolierten Sportwagen gefunden. Von dem Fahrer war keine Spur zu sehen. Wir fanden allerdings Blutflecken neben dem Wagen. Das meiste war schon ins Erdreich gesickert. Die Stellen waren zu sehen. Der Wagen wurde abgeschleppt, und bei seiner Durchsuchung entdeckten wir wertvolle Bilder im Kofferraum. Alle jedoch ohne Rahmen, den hatten die Diebe hängenlassen. Wie es zu dem Unfall gekommen ist, wissen wir nicht. Vielleicht durch überhöhte Geschwindigkeit.«

Ich nickte. Das war gut möglich. Diese Straße verleitete zum Rasen, und wenn man sie nicht kannte, wurde man leicht aus der Kurve getragen und auf eines der Felder geschleudert.

Bevor ich ging, untersuchte ich den Fundort und dessen unmittelbare Nähe noch nach Spuren.

Ich fand nichts. Nur einige geknickte Zweige und Schleifspuren, die bewiesen, daß man die Leichen in die Mulde geschafft hatte.

Wir gingen wieder zum Wagen zurück. Die Mordkommission mußte kommen und den Fall untersuchen. Ich konnte auch nicht viel machen, denn ich kannte die Gegend hier nicht und vor allen Dingen nicht die hier wohnenden Menschen.

Darüber sprach ich auch mit Raymond McDonald. »Haben Sie einen Verdacht, wer vielleicht als Täter in Frage käme?«

»Nein.«

»Sie sagen das sehr spontan. Wenn Sie genauer…«

»Ich habe genauer nachgedacht und mir permanent die Frage gestellt, wer es getan haben könnte. Ergebnis gleich Null. Ich traue

keinem aus dem Dorf und den Nachbarorten so eine Grausamkeit zu.«

»Man kann für keinen Menschen die Hand ins Feuer legen«, warnte ich den Polizeichef.

»Das stimmt sicherlich. Ich würde sie auch nicht in Schutz nehmen, wenn es um irgendeine Lappalie ginge, aber bei einem Doppelmord sieht die Sache anders aus. Nein, da sehe ich kein Motiv.«

Wir hatten inzwischen die beiden Wagen erreicht und blieben stehen.

Die Zeit war weiter fortgeschritten. Die Dämmerung fand ihren Weg über den abendlichen Himmel, der eine seltsame Farbe angenommen hatte, die immer dann erscheint, wenn sich ein Gewitter ankündigt.

»Waren eigentlich Fremde in Gilwich?« erkundigte ich mich.

»Kaum.«

»Wieso?«

»Moment.« Der Polizeichef wandte sich an den Konstabler. »Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Nein, Sir. Die meisten fahren durch, weil sie zur Küste wollen. Wir liegen noch zu weit weg, um touristisch interessant zu sein.«

»Es gibt also keine Fremden in der Stadt?«

Der Konstabler schüttelte den Kopf.

»Und wie ist es mit der Ausstellung?« fragte Raymond McDonald plötzlich.

»Sie meinen das Museum?«

»Ja.«

Der Konstabler hob die Schultern. Ich weiß nicht, aber ich traue Mr. Halifax keinen Mord zu. Ehrlich. »Was hat es damit auf sich?« wollte ich wissen.

»Nicht viel«, erwiderte der Grauhaarige. »Wir haben zur Zeit eine kleine Ausstellung in Gilwich. Und zwar über indianische Kultur und deren Mythen, Legenden und Sagen. In der vorigen Woche erhielt ich einen Anruf eines gewissen Peter Halifax. Er bat mich, meine Zustimmung für diese Ausstellung zu geben, und ich habe nicht abgelehnt, denn so etwas unterbricht unser Einerlei des Dorflebens.«

»Was wird dort ausgestellt?«

»Alles was mit nordamerikanischen Indianern zu tun hat. Wir sehen Marterpfähle, Werkzeuge, Haushaltsgeräte und auch Statuen von Göttern und Dämonen.«

Ich hörte genau zu. Besonders die Götter und Dämonen interessierten mich.

»Kann ich die Ausstellung sehen?«

»Natürlich, wenn Sie bis morgen bleiben. Sie wird um neun Uhr eröffnet.«

»Ja, das ist gut.«

Da lächelte McDonald. »Glauben Sie denn im Ernst, daß dieser Peter Halifax etwas mit dem Doppelmord zu tun hat?«

»Man muß jeder Spur nachgehen«, erwiderte ich ausweichend.
»Trotzdem. Ich bin der Meinung, daß dies ein wenig bei den Haaren herbeigezogen ist.«
»Wir werden sehen.«
»Dann können wir zurückfahren?«
Ich hatte nichts dagegen.
Eine Viertelstunde später hielten wir vor dem Restaurant. Jane saß noch am Tisch. Ich winkte ihr von draußen zu und nahm wieder bei ihr Platz.
Raymond McDonald übernahm es, auf die Fragen des Hotelbesitzers zu antworten. Jane hatte ihren Nachtisch bereits gegessen. »Eine tolle Feier ist das«, beschwerte sie sich. »Ich habe dein Essen abräumen lassen.«
»Es hätte mir auch nicht geschmeckt.«
»Was ist denn eigentlich los, John?«
»Es hat tatsächlich einen Doppelmord gegeben«, erklärte ich. »In einem Waldstück sind zwei Leichen gefunden worden. Männliche Leichen. Man hat ihnen die Kehlen durchgeschnitten.«
Da wurde Jane blaß. Ich gab ihr eine Zigarette und auch Feuer. Ihre Hand zitterte etwas. »Aber wer macht denn so etwas?« fragte sie flüsternd.
»Keine Ahnung.«
»Fällt das Verbrechen in dein Aufgabengebiet?«
»Das möchte ich ja gerade feststellen.«
»Wann?«
»Heute noch.«
»Ade, Weekend.«
Ich hob die Schultern. »Es tut mir ehrlich leid, Jane. Aber wenn du die beiden Toten gesehen hättest…«
»Schon gut, ich verstehe dich. Hast du denn irgendwelche Anhaltspunkte oder Spuren?«
»Kaum.«
»Also doch etwas.«
Ich erzählte Jane von der Wanderausstellung. Sie hörte gespannt zu und drehte die Zigarette zwischen ihren Fingern. »Das ist zumindest sehr seltsam«, sagte sie.
»Finde ich auch. Besonders deshalb, weil der Polizeichef auch von Dämonen sprach.«
»Von echten?«
»Nein, von Statuen,«
»Die aber sehr gefährlich werden können, wenn sie anfangen zu leben.«
»Nun denkst du bereits zu weit«, erwiderte ich.
»Hast du dich nicht mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, John?«

»Kaum.«
»Jetzt lügst du.«
Ich lächelte als Antwort.
»Und wie ich dich kenne, willst du auch nicht bis morgen warten, um diesem Peter Halifax einen Besuch abzustatten.«
»Nein.«
»Dann fahre ich mit.«
Ich versuchte erst gar nicht, Jane Collins vom Gegenteil zu überzeugen.
Wenn ich ihr schon das Wochenende durcheinanderbrachte, sollte sie so Ersatz bekommen.
»Dann laß uns nicht so lange hier hockenbleiben. Nachher ist dieser Halifax nicht mehr zu sprechen, und wir haben das Nachsehen.«
Das war ganz in meinem Sinne. Wir standen auf und verließen das Restaurant. Die Rechnung würden wir später begleichen.

***

Wir wußten zwar nicht genau, wo das Zelt stand, aber wir würden es sicherlich nicht übersehen. Außerdem konnten wir fragen. Im gemütlichen Tempo rollte ich auf Gilwich zu, und wir sahen einen Ort vor uns, der sehr sauber, sehr nett war und wohl auch nur von netten Menschen bewohnt wurde. Ein Bilderbuchdorf. Ich fragte einen Jungen nach der Ausstellung.
Er deutete die Hauptstraße hinunter. »Fahren Sie da weiter, dann sehen Sie das Zelt. Aber das ist jetzt geschlossen.«
»Ich weiß. Trotzdem vielen Dank.«
»Willst du diesen Halifax aus dem Bett trommeln?« erkundigte sich Jane.
»Wenn es nicht anders geht, ja.«
»Noch kannst du ihm nichts nachweisen.«
»Nein, ich möchte mir auch nur die Ausstellung ansehen. Vielleicht macht er eine Ausnahme und läßt uns ein.«
»Optimist.«
»Immer.«
Wir hatten die Hauptstraße hinter uns gelassen und schon fast das Ende des Dorfes erreicht. Hier standen nur noch vereinzelte Bauten. Die meisten waren Scheunen oder Schuppen, wo Bauern ihre Geräte abgestellt hatten.
»Da ist das Zelt«, sagte Jane und deutete nach rechts.
In der Tat sahen wir dort die Spitze eines großen Zeltes, wie sie sich in den immer dunkler werdenden Himmel schob. Ich suchte nach einem Weg, fand ihn auch und geriet auf eine Art Piste, die zu der großen Wiese führte, wo das Zelt seinen Platz gefunden hatte.
Neben dem Zelt standen zwei Wohnwagen. In einem davon brannte

Licht. Es schimmerte hinter den Scheiben. Zumindest schien dieser Halifax noch auf den Beinen zu sein.

Ich stellte den Bentley in Nähe des Zelteingangs ab und konnte beim Aussteigen schon sehen, daß der Eingang geschlossen war. Wenn wir die Ausstellung besuchen wollten, hatten wir Pech.

»Im Wohnwagen«, sagte Jane.

Da wollte ich auch hin.

Nebeneinander schritten wir her. Es war still geworden. Als auf der weiter entfernten Straße ein Wagen herfuhr, drang das Motorengeräusch überlaut an unsere Ohren.

Ich mußte lächeln, als ich vor Halifax Behausung stehenblieb. Er fuhr noch einen der altmodischen Wagen und hatte nicht umgesattelt auf ein Wohnmobil. Dieser Mann lebte wohl stark mit der Tradition. Ich wurde auf ihn immer gespannter.

Ich ging die drei Holzstufen hoch, die zum Eingang führten. Eine Klingel oder Schelle sah ich nicht, deshalb mußte ich klopfen.

»Moment noch, John«, sagte die Detektivin.

Ich drehte mich zu Jane um. »Du kannst dem Knaben allein einen Besuch abstatten. Ich möchte mich hier ein wenig umsehen.«

Damit war ich nicht gerade einverstanden, aber Jane hatte ihren Dickkopf. Bevor ich noch etwas erwidern konnte, war sie bereits verschwunden.

Ich klopfte.

Beim erstenmal tat sich nichts. Erst als ich stärker gegen die Tür schlug, wurde mir geöffnet.

Ich hatte mir Peter Halifax ja als einen seltsamen Vogel vorgestellt. Doch als er nun vor mir stand, da mußte ich mich doch beherrschen, um ein Lachen zu unterdrücken.

Dieser Mann war eine der komischsten Figuren, die ich je in meinem Leben gesehen hatte.

»Guten Abend«, sagte ich, als ich mich von meiner Überraschung erholt hatte. »Darf ich eintreten?«

»Aber bitte sehr«, erwiderte der Mann und gab den Weg in den Wagen frei…

***

Jane Collins hatte sich rasch zurückgezogen. Ihrer Meinung nach reichte es, wenn einer mit Halifax redete. Denn falls der Mann wirklich etwas zu verbergen hatte, war es gut, dieses Geheimnis so rasch wie möglich zu lüften.

An der Längsseite des Wohnwagens blieb Jane Collins stehen und wartete ab, bis John Sinclair im Wagen verschwunden war. Sie nickte zufrieden, als die Tür geschlossen wurde.

Jane überlegte, was sie zuerst untersuchen sollte. Das Zelt oder den

zweiten Wohnwagen. Sie entschied sich für den Wohnwagen, weil er in der Nähe stand. Die blondhaarige Detektivin brauchte nur ein paar Schritte zu laufen, dann hatte sie ihr Ziel erreicht. Inzwischen waren die Schatten der Nacht länger geworden und überdeckten wie ein gewaltiges Tuch das Land. Jane preßte sich eng an den Wagen und verschmolz mit dessen Schatten.

Wenn sie den Kopf hob, sah sie rechts und links zwei kleine, viereckige Fenster, hinter denen allerdings kein Licht schimmerte. Zusätzlich waren sie durch Vorhänge verdeckt, so daß Jane auch keinen Blick hineinwerfen konnte.

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ein Ohr gegen die Außenwand des Wagens zu legen.

Sie konzentrierte sich. Jane hatte das rechte Ohr an die Wand gepreßt und hielt sich das linke zu, um noch besser hören zu können. Wenn sich im Wagen jemand befand und diese Person sich bewegte, dann mußte sie ihn hören.

Es tat sich nichts. Der Wagen schien leer zu sein. Jane wollte schon aufgeben, als sie das leise Stöhnen vernahm. Sie zuckte zusammen, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Also befand sich doch jemand im Wagen.

Jane Collins hatte Erfahrung genug gesammelt. Sie merkte durchaus, ob jemand vor Schmerzen stöhnte oder ob das Geräusch einen anderen Grund hatte.

Hier stöhnte niemand vor Schmerzen. Zwischendurch vernahm sie auch röchelnde Atemzüge und ein sattes Schmatzen.

Eine kalte Hand schien über Janes Rücken zu streichen, und Furcht keimte in ihr hoch.

Was ging hinter der Wand vor?

Die Neugierde war plötzlich stärker geworden als die Angst. Jane wollte genau wissen, was sich in dem Wohnwagen tat. Deshalb verließ sie ihren Platz und schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Auch hier führten drei Holzstufen zur Tür hoch. Sie ächzten und knarrten, als sie mit dem Gewicht der Frau belastet wurden.

Vor der Tür blieb Jane stehen und warf noch einen aufmerksamen Blick zurück.

Der Platz lag im Schatten der Dämmerung. Alles verschwamm, wurde zu einem seltsamen Grau, das mit Blicken kaum noch zu durchdringen war.

Es schien niemand da zu sein, der sich für Janes Vorhaben interessierte.

Sie streckte ihren Arm aus und legte die Hand auf die Türklinke. Dann drückte sie sie nach unten.

Abgeschlossen.

Wie sie schon angenommen hatte. Nun, es war ein Versuch gewesen,

mehr nicht. Jane ging zurück und nahm sich vor, John von diesem Stöhnen zu unterrichten.

Ihr Blick fiel auf das Zelt.

In der Dunkelheit sah es aus wie ein gewaltiger Klotz oder Schatten.

Welche Geheimnisse mochten sich hinter der Leinwand verbergen.

Janes Neugierde war noch längst nicht gestillt, deshalb schritt sie eilig auf das Zelt zu und stand wenig später in Nähe des Eingangs, der allerdings verschlossen war. Dort besaß das Zelt einen Vorbau, in den auch die Tür eingelassen worden war. Rechts und links wurde sie von zwei dicken Holzstempeln gehalten.

Abermals hatte die Detektivin Pech. Die Tür war ebenfalls verschlossen.

Nach diesen beiden negativen Ergebnissen hatte sie keine Lust mehr, noch weiter zu suchen und mächte sich auf den Rückweg. Sie wollte mit John Sinclair sprechen und den Wohnwagen kurzerhand betreten.

Unbewußt trat Jane Collins leise auf, und vielleicht hörte sie deshalb die Schritte hinter sich.

Sofort blieb sie stehen - und drehte sich noch im gleichen Augenblick um.

Der Anblick erschreckte sie so sehr, daß sie einen Schrei nicht unterdrücken konnte. Aber er war nur leise gewesen und kaum zu hören.

Vor ihr stand ein Mann.

Aber was für einer.

Ein regelrechter Klotz, ein menschliches Ungeheuer, und in seinem Hosengürtel steckte eine Axt…

***

Jane Collins riß sich zusammen. Sie wußte selbst nicht zu sagen, wie sie es schaffte, ein Lächeln auf ihre Lippen zu bringen und die Angst zu unterdrücken.

»Himmel, haben Sie mich erschreckt.«

Der Mann gab keine Antwort. Er stand nur da und stierte die blondhaarige Jane an.

Deren Herz klopfte hoch im Hals. »Haben Sie hier zu tun?« fragte sie.

»Gehören Sie zu Mr. Halifax?«

Keine Reaktion. Nur das Stieren. Und dann kam er vor. Schritt für Schritt ging er auf Jane Collins zu, die langsam zurückwich und doch auf diesen Unhold hereinfiel. Plötzlich änderte er seine Taktik, seine Bewegungen wurden geschmeidiger und blitzschnell warf er sich auf Jane zu, wobei er die Arme ausstreckte und sich seine Pranken in Janes Haar drehten…

***

Das Licht drang aus zwei Leuchten an der Wand. Halifax stand genau

zwischen den beiden Lichtquellen. Er lächelte auf etwas wissende, hochnäsige Art. Vielleicht täuschte ich mich auch, denn wie er aussah, das war wirklich mehr als ungewöhnlich.

Der Mann trug einen Frack, dazu einen passenden Zylinder auf dem Kopf, eine graue Weste, ein helles Hemd, und sogar Gamaschen sah ich. Die Oberlippe zierte ein Bärtchen, die Augen waren klein, ihr Ausdruck bei den Lichtverhältnissen nicht zu sehen, und seine beiden Hände hatte er auf den Knauf eines Regenschirms gestützt.

Dieser Mann schien noch ein Überbleibsel aus dem vorigen Jahrhundert zu sein. Mit seinem Aussehen paßte er nicht in unsere Zeit. So hatte ich mir immer die Wunderdoktoren im Wilden Westen vorgestellt, jene Männer, die von Stadt zu Stadt zogen und ihre selbst gepanschten Mittelchen verkauften.

Ich betrat einen Innenraum, der auch nicht zu diesem Mann paßte.

Normalerweise hätte man sich das Innere solch eines Wagens ebenso vorgestellt wie ein Wohnzimmer im vorigen Jahrhundert, doch das stimmte nicht. Vor mir sah ich die Einrichtung, die auch in einem Tipi hätte stehen können.

Da waren die Matten als Sitzgelegenheiten. Dazwischen lagen Büffelfelle und an den Wänden hingen - sehr dekorativ verteilt - all die Gegenstände, nach denen sich ein Junge so sehr sehnt.

Die Friedenspfeife war ebenso vertreten, wie Pfeil und Bogen, Büffelkette und indianisches Werkzeug. Es gab auch Statuen, Kultgegenstände und Masken, die mit ihrer Scheußlichkeit jeden Betrachter abstießen.

Das war das andere Reich der Indianer.

Ich gestand mir selbst ein, daß ich beeindruckt war, und ich war wirklich gespannt, was mir das Zelt noch alles zu bieten hatte.

Mr. Halifax war mir gefolgt. Und er freute sich wohl, daß ich so zustimmend nickte, denn ein stolzes Lächeln überzog sein Gesicht. »Gefällt es Ihnen, Mr. Sinclair?«

»Das finde ich gut.« Ich schaute ihn an. »Sie sind also Mr. Halifax?«

»Ja, Sie haben sich sehr gut informiert. Für einen Fremden wissen Sie ausgezeichnet Bescheid.«

»Das haben Polizisten eben so an sich.«

»Sie sind von der Polizei?« erkundigte er sich.

Diesmal hatte ich das Gefühl, daß er mir etwas vorspielen würde. Sicherlich wußte dieser Mann haargenau Bescheid, er tat nur ein wenig dumm.

»Scotland Yard sogar.«

Halifax nickte beeindruckt. »Dann muß es sich ja um wirklich große Dinge handeln, wenn man schon Scotland Yard bemüht.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin rein privat hier«, erklärte ich ihm.

»Wirklich?«

»Das heißt, ich war es. Dann wurde ich mit diesem Doppelmord konfrontiert, und da wurde aus dem privaten ein dienstlicher Besuch, Mr. Halifax.«

»Das verstehe ich, Sir. Nur - was suchen Sie bei mir? Halten Sie mich für den Mörder?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ich muß eben jeder Spur nachgehen. Sie könnten unter Umständen etwas gesehen haben. Zufällig, meine ich.«

»Das wäre in der Tat möglich.« Er räusperte sich und strich über sein Kinn. »Für was brauchen Sie mich denn als Zeugen?«

»Ich will Ihnen sagen, wo die Leichen gefunden wurden.« So gut ich konnte, erklärte ich ihm den Weg.

Halifax schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, da bin ich nie in meinem Leben gewesen. Ich habe nur zweimal diesem netten kleinen Dorf einen Besuch abgestattet, ansonsten muß ich mich um mein Geschäft kümmern.«

»Das sehr gut läuft, wie ich annehme?«

Peter Halifax nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Es könnte besser gehen, aber ich will nicht klagen.«

Ich lächelte. »Ja, so reden die Geschäftsleute im allgemeinen.« Dabei deutete ich in die Runde. »Darf man fragen, was Sie hier eigentlich alles ausstellen?«

»Sie meinen in dem Zelt.«

»Das interessiert mich sehr, aber leider haben Sie schon geschlossen. Ich hätte es gern besichtigt.«

»Kommen Sie morgen früh, dann führe ich Sie persönlich durch die Ausstellung.«

»Das werde ich auch«, erwiderte ich und schaute mich um. »Sagen Sie, Mr. Halifax, Sie haben da so ein großes Zelt. Was verbergen Sie hinter der Leinwand? Ich meine, haben die Apachen, Comanchen oder Kiowas so große Kunstwerke geschaffen, daß sie direkt ein Zelt dafür aufbauen mußten?«

»Nein und ja.«

»Jetzt machen Sie mich neugierig.«

»Ich bin vor allen Dingen daran interessiert, den Menschen hier die Mythologie der Völker näherzubringen. Und da habe ich wirklich Fortschritte erzielt. Es ist mir gelungen, die alten Götter und Statuen aus den heiligen Stätten wegzuholen und hierher zu schaffen. Prunkstück meiner Ausstellung ist der feuerrote Monstergott Mugur, der schon uralt ist und von zahlreichen Generationen verehrt wurde.«

»Den haben Sie wirklich?« Ich legte bewußt einen großen Zweifel in meine Stimme, weil ich ihn zum Weiterreden animieren wollte.

»Natürlich.«

»Aber wie haben Sie es geschafft, den Indianern den Gott abzunehmen?«

»Ich stamme zwar aus England, genauer gesagt aus Birmingham, aber ich habe weit mehr als die Hälfte meines Lebens in den Vereinigten Staaten Verbracht.«

»Bei den Indianern?«

»Auch das. Ich wurde sogar ihr Vertrauter, denn nach meinem Ethnologie-Studium wollte ich meine theoretischen Kenntnisse durch die Praxis erweitern.«

»Mit wem hatten Sie denn Kontakt?«

»Vor allen Dingen mit den alten Menschen. Ich kannte und kenne Medizinmänner, die mich in die Mythologie ihres Volkes einweihten. Wirklich ein außergewöhnliches Gebiet, kann ich Ihnen sagen, Sir.«

»Ja, die Menschen sind noch sehr naturverbunden.«

»Nicht nur das. Wenn sie sich mit diesem Gebiet beschäftigen, werden Sie feststellen, daß die indianische Kultur mit einem Leben gefüllt ist, das man schon als unwahrscheinlich bezeichnen kann. Sie werden mit fremden Gottheiten und Göttern konfrontiert, es gibt Sagen und Legenden, die vielfältiger sind als die griechische Mythologie. Man muß sich nur dafür interessieren.«

»Das glaube ich.« Meine nächste Frage stellte ich so nebenbei, obwohl sie sehr wichtig war. »Es gibt auch Dämonen und andere finstere Gestalten, nehme ich an.«

»Ja, Sir. Die sind sogar in der Überzahl. Das Böse ist überall vertreten, und gerade das übte auf mich eine nie gekannte Faszination aus.«

»Das kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich. »Haben Sie denn selbst an Beschwörungen teilgenommen?«

Seine Augen wurden plötzlich schmal. Die Frage hatte ihn getroffen, trotzdem ließ er sich nichts anmerken und behielt sein verbindliches Lächeln bei. »Daran habe ich auch teilgenommen.«

»Mit Erfolg?«

»Vielleicht.«

»Warum weichen Sie aus?«

»Dieses Gebiet ist noch zu wenig erforscht, um darüber Auskunft zu geben.«

»Sie hatten demnach mit den Dämonen Kontakt.«

»Ich sprach mit den Medizinmännern«, wich Peter Halifax geschickt aus.

»Sie gestatten, Sir, daß ich mich wundere. Ich wußte gar nicht, daß Sie als Polizist sich dafür interessieren.«

»Ich muß jeder Spur nachgehen.«

»Dann suchen Sie den Doppelmörder doch bei mir?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich wollte mich nur über Ihre Aufgabe informieren, und so etwas ist legitim.«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Es besteht also keine Möglichkeit, ihr kleines Museum zu besichtigen?«
»Morgen früh, Sir.«
»Ich habe ja mehr an jetzt gedacht.«
»Tut mir leid, Sir, aber ich habe alles verschlossen und möchte meine Ruhe haben, denn der hinter mir liegende Tag ist anstrengend genug gewesen.«
»Das verstehe ich.«
»Gute Nacht, Sir!« sagte er, trat zur Seite, streckte den Arm aus und deutete auf die Tür.
Das war deutlich genug. Ich atmete tief aus. Obwohl effektiv kaum etwas herausgekommen war, hatte sich der Besuch bei Halifax für mich doch gelohnt. Der Mann hatte zwar nicht viel gesagt, aber er erwähnte doch die Dämonen und Götter, die von den Indianern angebetet und beschworen wurden. Der Name Mugur war gefallen. Ich hatte ihn noch nie gehört, aber er schien mir eine Schlüsselfigur in diesem undurchsichtigen Spiel zu sein.
Ich beschloß, auf der Hut zu sein.
Peter Halifax hielt mir die Tür auf. Im Wagen selbst war es warm gewesen. Die etwas kühlere Luft, die durch die Öffnung fuhr, tat mir gut.
»Wir sehen uns dann morgen, Sir«, sagte er zum Abschied und lächelte verbindlich.
»Natürlich«, erwiderte ich nickend.
»Und eine Gute Nacht wünsche ich Ihnen noch.«
»Das gleiche für Sie, Sir.«
Als ich meinen rechten Fuß auf die oberste Sprosse setzte, passierte es.
Plötzlich hörte ich den Schrei, der kurz nur aufklang und dann erstickt wurde.
Trotz der Kürze hatte ich ihn identifiziert. Es war ein Frauenschrei gewesen.
Sofort dachte ich an Jane Collins!

***

Der Schmerz zwang die Detektivin in die Knie. Tränen schössen in ihre Augen, verschleierten den Blick, und Jane sah ihren Widersacher nur als gewaltigen Schatten, der über sie fiel und sie zu Boden drückte.
Ihr Gesicht wurde gegen die Erde gepreßt. Jane spürte den Dreck auf den Lippen, und zwischen ihren Zähnen hakten sich kleine Grashalme fest.
Gleichzeitig nahm sie einen Geruch wahr, den sie noch nie zuvor in ihrem Leben gerochen hatte. Es stank nach einer ranzigen Mischung

aus altem Fett, scharfen Essenzen und Blut.

Verzweifelt stemmte sich die Detektivin gegen den harten Griff, wollte hoch, doch der andere war stärker. Jane mußte unten bleiben.

Schweres Atmen drang an ihre Ohren. Dazwischen vernahm sie unartikulierte Laute, rauhe Töne, vermischt mit Gurgeln, Keuchen und einem schnellen Hecheln.

Die Luft wurde ihr knapp. Sie schaffte es nicht mehr zu atmen, weil ihr Mund voll gegen den Boden gedrückt wurde.

Dann aber riß der andere sie herum. Jane hatte damit nicht gerechnet.

Sie vergaß sogar, Luft zu holen und sich zu bewegen. Als sie es dann versuchte, war es zu spät.

Nun hockte der andere auf ihr.

Und er war schwer. Ein gewaltiger Koloß, vor dem Jane Collins eine wahnsinnige Angst hatte. Zum erstenmal sah sie ihn aus der Nähe, und sie erschrak.

Vor ihr saß zwar ein Mensch, aber der war ihr ungemein fremd. Sein Oberkörper war bis auf eine Weste nackt. Er verströmte auch den Geruch, der Jane den Magen umdrehte. Das Gesicht war breitflächig.

Die Nase wirkte wie plattgeschlagen. Ein Band schmückte die Stirn des Mannes. Es zeigte seltsame Zeichen, die Jane entfernt an germanische Runen erinnerten. Der Mann hatte eine unwahrscheinliche Kraft. Mit einer Hand nur hielt er sie fest. Jane kam sein Arm vor wie der Stamm eines Baumes. Dicke Muskelstränge versuchten die Haut zu sprengen, so deutlich traten sie hervor.

Mit der Linken wurde Jane zu Boden gedrückt, mit der Rechten holte der Mann seine Waffe hervor.

Die Axt besaß eine schmale Klinge, und wo der Stiel in das Metall überging, flatterte ein grünes Band.

Das war keine Axt im eigentlichen Sinne, sondern eine Waffe, wie sie Indianer benutzen.

Ein Tomahawk!

Jane kannte dieses gefährliche Instrument nur aus Büchern und Filmen, sie wußte aber, daß man damit einen Menschen sehr leicht töten konnte, vor allen Dingen, wenn sich die Waffe in der Hand eines Könners befand, und das schien bei ihrem Gegner der Fall zu sein.

Jane bekam Angst.

Sie sah, wie der Kerl vor ihr den Arm hob, riß den Mund auf und wollte schreien.

Nur ein kurzer Laut drang aus ihrer Kehle, dann verstummte er, weil eine harte, schwielige Pranke sich auf ihren Mund legte und ihn verschloß.

Jane spürte den Druck und die Kraft, die dieser unheimliche Mensch besaß. Sie sah das breitflächige Gesicht dicht vor dem ihren, und das

gefährliche Glitzern in den Augen. Mit Schrecken wurde ihr klar, daß dieser Mensch sie töten wollte, und Jane stemmte sich mit aller Kraft gegen das drohende Schicksal. Mit beiden Händen schlug sie in das Gesicht des Mannes, dabei war es ihr, als hätte sie gegen hartes Leder gedroschen.

Der Kerl zuckte mit keiner Miene, er steckte die Hiebe kurzerhand weg.

Die Detektivin versuchte zu beißen. Sie wollte ihre Zähne in den Handballen des Kerls hacken, aber der Griff war so geschickt angesetzt worden, daß ihr dies nicht gelang. Der breite Ballen preßte ihr die beiden Kiefer auseinander, für Jane Collins blieb keine Chance. Sie mußte einsehen, daß der andere übermächtig war.

Ein böses Grinsen umspielte das breitflächige Gesicht. In den Augen leuchtete ein unheimliches Feuer, und Jane wußte, daß sie dicht vor dem Tod stand.

Da sah sie einen Schatten. Ungemein schnell war er heran. Eine kräftige Hand umklammerte die rechte Schulter des fremdartig aussehenden Gegners und riß ihn herum.

Der Mann fiel auf den Rücken.

Ich war im wirklich allerletzten Moment gekommen und hatte Jane von diesem Unhold befreit. Auch für mich war es eine Überraschung, diesen Gegner zu sehen. In Sekundenschnelle prägte ich mir sein Gesicht ein und stellte fest, daß es sich bei ihm um einen Fremden handelte. Um den Menschen einer anderen Rasse.

Einen Indianer!

Der jetzt blitzschnell auf die Beine kam und mich mit seinem Tomahawk attackierte.

Ich wich zurück.

Der erste Schlag verfehlte mich, den zweiten unterlief ich, rammte meine Schulter gegen die Brust des größeren Kerls. Er geriet ins Wanken, blieb aber auf den Füßen.

Ich winkelte mein rechtes Bein an, das Knie fand sein Ziel und stieß den Kerl zurück.

Somit hatte ich Luft bekommen und zog sofort meine Beretta. Ich ließ den anderen in die Mündung blicken und sagte: »Stopp!«

Er hielt tatsächlich inne.

»Waffe weg!« kommandierte ich.

Der Kerl schüttelte den Kopf. Seine pechschwarzen Haare hingen im Nacken und flogen bei dieser Bewegung von rechts nach links.

Da vernahm ich Schritte.

Peter Halifax kam. Er übersah mit einem Blick die Situation und sagte etwas in einer fremden, kehligen Sprache zu dem Kerl.

Sofort entspannte sich dieser, senkte die Hand mit der Waffe und auch den Kopf.

Ich atmete aus, ging zu Jane und half ihr auf die Beine. Sie war erschöpft, atmete schwer und lehnte sich an mich. Ein paar Sekunden gab ich ihr und sprach beruhigend auf sie ein. Dann wandte ich mich an Halifax, wobei mein Gesichtsausdruck nicht gerade freundlich war, wie Sie sich vorstellen können.

»Sind Sie eigentlich verrückt, diese menschliche Bestie hier frei herumlaufen zu lassen?«

Er hob die Schultern. »Es tut mir leid, Sir.«

»Mehr haben Sie nicht dazu zu sagen?« Ich war sauer und hätte ihn und den Indianer am liebsten hinter Gitter gesetzt.

»Nein, Sir.« Halifax senkte den Blick. »Sie müssen auch mich verstehen. Ich möchte nicht, daß andere Menschen hier herumlaufen und schnüffeln. Die Ausstellung ist bis zum frühen Abend geöffnet, das reicht. Da hat jeder Zeit, sich die ausgestellten Gegenstände anzusehen, die sehr wertvoll und einmalig sind. Ich habe schon erlebt, daß Diebe gekommen sind, um sie zu stehlen, und deshalb habe ich Grobino mitgenommen. Er überwacht die wertvollen Kultgegenstände.«

»Dann ist Grobino der Mann mit dem Tomahawk?«

»Sehr richtig.«

»Es ist verständlich, daß Sie sich vorsehen müssen, Mr. Halifax. Aber nicht auf diese Art und Weise. Grobino hätte meine Bekannte umgebracht, wenn wir nicht dazwischen gekommen wären. Zudem stand es nicht fest, daß Miß Collins in das Zelt wollte. Sie hatte nur keine Lust, Ihnen im Wohnwagen und mit mir zusammen einen Besuch abzustatten. Legen Sie Grobino an die Kette, bevor ich es mache. Diesen einen Rat möchte ich Ihnen geben.«

»Ich werde daran denken, Sir.«

»Hoffentlich.«

»Ist sonst noch etwas?« erkundigte er sich.

»Nein. Was zu bereden war, haben wir bereits getan.«

»Dann darf ich Sie morgen erwarten, Sir?«

»Natürlich.«

»Sie werden Grobino nicht zu sehen bekommen, Sir, das verspreche ich Ihnen. Es tut mir leid, daß er etwas über sein Ziel hinausgeschossen ist.«

»Etwas hinausgeschossen?« spottete Jane. »Das war die reine Mordabsicht, kann ich Ihnen sagen. Ich möchte Sie sehen, wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären.«

»Laß es gut sein, Jane«, sagte ich, legte meine Hand auf ihre Schulter und ging davon.

Die Detektivin wollte sich noch aufregen, doch ich stoppte sie. »Nicht jetzt.«

Wir gingen zum Bentley. Ich startete. Als ich den Wagen wendete

und die hellen Lichtspeere der Scheinwerfer über den Platz strichen, wurde auch Peter Halifax davon erfaßt. Er stand vor der Breitseite seines Wohnwagens und hatte beide Hände auf seinen Regenschirmstock gestützt, wobei ich zudem noch das Gefühl hatte, ein Lächeln würde über sein Gesicht geistern.

Jetzt endlich machte sich Jane Luft. »Ich finde es gar nicht gut, daß du hier praktisch einen Rückzieher gemacht hast. Du hättest das verdammte Zelt auseinandernehmen sollen.«

»Nein, das wäre unklug gewesen.«

»Reicht dir der Mordversuch an mir nicht?«

Ich warf Jane einen raschen Blick zu. Sie hatte sich auf dem Beifahrersitz gedreht und schaute mich herausfordernd an. »Er reicht mir natürlich, aber ich möchte auf eine andere Art und Weise versuchen, diesen Menschen zu stoppen.«

»Indem du dich morgen im Zelt umschaust.«

Ich lenkte den Wagen wieder auf die Straße. »Genau.«

»Aber das ist doch lächerlich. Bis dahin hat dieser Typ alle Beweise vernichtet. Und es geht etwas vor. Ich habe aus dem zweiten Wohnwagen seltsame Geräusche gehört. Ein Stöhnen und Schmatzen, da konnte man wirklich Angst bekommen.«

»Ja, ich rechne auch mit schlimmen Dingen.«

»Und dann willst du eine Nacht verstreichen lassen, bevor du dich wieder…«

»Wer sagt denn Nacht?«

Jane machte »Mm« und fuhr mit fünf Fingern durch ihr schmutziges Haar. »Du läßt also keine Nacht verstreichen.«

»Nein, denn nach 24 Uhr beginnt bereits der neue Tag. Und dann bin ich auch im Zelt.«

»Raffiniert, in der Tat.« Jane lachte plötzlich. »Und was mache ich so lange?«

»Du bleibst im Hotel, was sonst?«

Nach dieser Antwort warf mir Jane einen Blick zu, der einem Monster zur Ehre gereicht hätte.

***

Von den anderen wurden sie zumeist ausgelacht, weil sie sich nicht so aktiv an dem allgemeinen Treiben der Dorfjugend beteiligten, sondern lieber für sich bleiben wollten. Außerdem haßten sie es, mit Motorrädern nachts über die einsamen Straßen zu fahren und Menschen zu erschrecken. Sie waren lieber für sich, gingen stundenlang spazieren und diskutierten über die Zukunft.

Ihre Namen: Sandy Field und Ernie Taggart.

Auch an diesem schwülen Abend wollten sie sich wieder treffen. Auf halber Strecke zwischen Gilwich und dem Nachbarort Moorewich,

denn dort lebte Sandy.

Sie wollten mit dem Fahrrad kommen. Ernie hatte den Treffpunkt, die alte Eiche, zuerst erreicht, lehnte das Fahrrad gegen den Baumstamm und setzte sich ins Gras, wobei sein Blick in die Ferne gerichtet war und er zuschaute, wie die Dämmerung den Rest des Tageslichtes vertrieb.

Ernie war 17. Ein hochaufgeschossener Junge, mit blasser Haut, zahlreichen Sommersprossen im Gesicht und rötlichblonden Haaren. In der Schule gehörte er zu den besten, war ein regelrechter Bücherwurm und hatte vor, nach seinem Abschluß Bibliothekar zu werden. Er war ruhig und besonnen, aber nicht aufdringlich, was ihm den Ruf bei den anderen eingebracht hatte, feige zu sein.

Das stimmte nicht. Ernie wollte nur von Disco-Klängen, hartem Rock und den damit zusammenhängenden Vergnügen nichts wissen. Fast jeden Abend wartete er an der Eiche auf seine Freundin, und er war immer eine Viertelstunde früher da, denn er wollte gern mit sich und seinen Gedanken allein sein. Und wie immer zupfte er Grashalme aus dem Boden und warf sie hinter sich.

Die Zeit verstrich. Dann und wann hob Ernie den Kopf und schaute in die Richtung, wo Moorewich lag. Das graue Band der Straße war bereits nicht mehr zu erkennen, es verschwand in der immer stärker zunehmenden Dunkelheit.

Wenn Sandy kam, sah Ernie zumeist in der Ferne einen hellen Punkt, der auf- und niedertanzte. Es war die Lampe ihres Fahrrades, denn auch Sandy war wie er ein Fan der Pedalen.

Noch war von ihr nichts zu sehen, und so wartete der junge Bursche weiter.

Bis er die Motoren hörte.

Das Geräusch war noch weit entfernt. Es näherte sich aus Richtung Gilwich, und Ernie wußte auch, wer da angebraust kam. Die Horde aus dem Ort, Schulkameraden, Jungen in seinem Alter, die ihr Vergnügen auf die übliche Art und Weise suchten.

Ernie machte sich plötzlich Sorgen. Wahrscheinlich wollten die Typen nach Moorewich, wo es eine Disco gab. Sicherlich würden sie auf dem Weg Sandy treffen, und das paßte ihm überhaupt nicht. Sie hatten Sandy zwar noch nichts angetan, aber ihre Spaße waren verdammt rauh gewesen, die sie manchmal trieben.

Aus diesem Grunde verspürte der junge Mann einen leichten Druck im Magen! Er stand auf.

Längst war das Geräusch der Motorräder lauter geworden, und auf der Fahrbahn schien plötzlich eine grelle Lichtflut zu explodieren. Die Ausläufer streiften die Eiche allerdings nicht, weil der Baum zu weit von der Straße entfernt stand.

Um so überraschter war der junge Mann, als er von dem grellen Licht

voll getroffen wurde.
Die Fahrer drehten ab. Sie verließen die Straße und fuhren quer über das Feld auf Ernie zu, der rasch hinter den Baum trat, damit ihn der Stamm vor dem grellen Licht schützte.
Hatten sie ihn gesehen?
Natürlich, denn er hörte ihre Stimmen durch das Dröhnen der Maschinen. »He, du Streber, wo versteckst du dich?«
Die Frage hatte Rocky, der Anführer, gestellt.
Daß Ernie nicht feige war, bewies er, als er den schützenden Stamm verließ und sich aufrecht hinstellte.
Voll wurde er geblendet.
»Ah, da ist ja unser Goldjunge.«
»Und immer noch allein!« schrie ein anderer.
»Die Kleine wird ihn bald trösten.«
Sie lachten, fuhren um ihn herum und zogen den Kreis der Maschinen immer enger. Ernie Taggard befand sich im Mittelpunkt eines wirbelnden, sich drehenden Infernos, aus Lärm, Abgasen und herausgerissenen Grasbüscheln.
Er schloß die Augen, weil das Licht ihn zu sehr blendete.
Praktisch ohne Übergang verstummten die Motoren. Die Maschinen standen still, Lichter verlöschten, und Ernie öffnete wieder seine Augen.
Zuerst konnte er nichts sehen. Aber er wußte, daß sie da waren. Sie hatten die Maschinen angehalten und warteten. Alle trugen sie die übliche schwarze Lederkleidung. Die Visiere der Helme waren hochgeklappt, darunter schimmerten die jungen Gesichter bleich, und mancher Mund war zu einem Grinsen verzogen.
Das irritierte den jungen Mann. Die Kerle hatten etwas vor mit ihm. Sie wollten sich bestimmt einen rauhen Spaß machen.
»He, Ernie!« vernahm er wieder Rockys Stimme. »Du sagst ja nichts. Man hört nichts von dir.«
»Ihr redet doch.«
»Junge, du hast aber Mut.«
»Was wollt ihr?«
»Mit euch sprechen, einige Spielchen machen…«
»Fahrt in die Disco.«
»Die ist nicht mehr in!« kicherte Rocky.
»Wir sind es für euch auch nicht.«
Eine Stimme, noch im Stimmbruch, kiekste. »Da kommt sie, Rocky. Da hinten, das Licht.«
Der Anführer lachte.
Ernie Taggart zuckte zusammen. Er atmete durch die Nase. Der Kloß im Magen wurde dicker. Verflixt, das paßte ihm gar nicht, daß seine Freundin jetzt erschien. Diese Bande vor ihm war zwar längst nicht so

schlimm wie die in den Großstädten, aber für ihre Spaße hatte Ernie wirklich nicht viel übrig.

Er biß sich auf die Lippe. Dabei drehte er den Kopf etwas nach rechts und schielte in die Richtung, aus der Sandy kommen mußte. Auch er entdeckte das Licht, das auf- und niederhüpfte und dann von der Straße abbog.

Sandy fuhr über das Feld.

Die Möchtegernrocker hatten die Scheinwerfer ihrer Maschinen ausgeschaltet. Nichts warnte das Mädchen, und auch Ernie konnte sie nicht mehr anrufen. Sie war bereits zu nahe. Außerdem wäre es für die Burschen eine Kleinigkeit gewesen, sie mit den schnelleren Maschinen einzuholen.

»Licht an!« zischte Rocky.

Die Kerle folgten dem Befehl augenblicklich. Drei scharfe Strahlen schnitten durch die Dunkelheit, stachen breite, helle Bänder und erfaßten auch das Girl.

Sandy wurde geblendet. Zum Glück fuhr sie nicht so schnell. Sie reagierte instinktiv und trat den Rücktritt. Der Boden war etwas feucht.

Auf dem Gras rutschten die Räder, so daß Sandy Mühe hatte, das Rad zu halten.

Dann stand sie.

»He, Süße, komm doch mal rüber!« rief Rocky.

Ernie sah das Gesicht seiner Freundin und las auch die Angst aus ihren Zügen.

Sandy hatte glattes braunes Haar, das mit den Spitzen die schmalen Schultern berührte. Die großen Augen in dem Gesicht fielen besonders auf. Sie zeigten eine grünblaue Farbe. Sandy trug eine weiße Bluse und darüber eine dunkelblaue Strickjacke. Die blaue Hose war eng und modisch geschnitten.

»Ernie?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Ich bin hier.«

»Was soll das bedeuten?«

»Das wirst du gleich merken, kleine Sandy«, erwiderte Rocky und lachte.

Da hielt es Ernie Taggart auf seinem Platz nicht mehr aus. Ohne seine Absicht durch irgendeine Reaktion zuvor bekanntzugeben, sprang er nach vorn, glitt zur Seite weg und stellte sich schützend vor Sandy Field.

»Niemand rührt sie an!« schrie er.

Brüllendes Gelächter antwortete ihm. Besonders laut lachte Rocky, der hier den Boß spielte. »Hör mal zu, du Spargeltarzan. Wenn wir sie haben wollen, dann kriegen wir sie. Und vorher drehen wir dich durch den Fleischwolf.«

»Haltet euch zurück!« Die Stimme des Jungen überschlug sich. Sandy hatte eine Hand auf seine Schulter gelegt. Ernie spürte, wie sehr sie zitterte.

Aber er würde um sie kämpfen, und wenn sie ihn zusammenschlugen, dann hatte er wenigstens ein reines Gewissen, daß er seine Freundin nicht schmählich im Stich gelassen hatte.

Man ließ ihn nicht mehr dazu kommen, den Gedanken zu vollenden, denn Rocky reagierte. Aus der Dunkelheit flog der Totschläger auf Ernie zu.

Etwas explodierte an Ernies Stirn, er spürte den intensiven, scharfen Schmerz und merkte, wie seine Knie weich wurden und nachgaben. Er stöhnte und konnte sich nicht mehr halten.

»Ernie!« rief das Girl, als es merkte, was mit ihrem Freund geschah. Die Hand rutschte ab, sie konnte den jungen Mann nicht festhalten und Ernie fiel zu Boden.

Dort blieb er liegen.

Die Rocker lachten wieder. Sie stiegen von ihren Maschinen und bockten sie auf.

Im Halbkreis kamen sie auf Sandy zu, die plötzlich Atembeschwerden hatte und ihre Hand gegen die Brust preßte. »Was… was wollt ihr denn von mir?« flüsterte sie. »Bitte, ich habe euch doch nichts getan. Laßt mich. Ich weiß nicht…«

Es war Rocky, der Sandy als erster erreichte. Seine Hände legten sich auf die schmalen Schultern des Mädchens, rutschten dann weiter und blieben auf ihren jungen Brüsten liegen.

Aus einer Handbreit Entfernung schaute Rocky ihr ins Gesicht. »Na, wie gefällt dir das?«

Sandy versteifte unter der provozierenden Berührung. Sie brachte keinen Ton mehr hervor, über ihren Rücken lief eine kalte Gänsehaut.

»Ihr Schweine!« stöhnte der Junge vom Boden her. »Ihr verdammten Schweine.«

»He, hast du auch was zu sagen?« Ohne das Mädchen loszulassen, drehte Rocky den Kopf. »Macht ihn mal sauer.«

Zwei Burschen warfen sich auf Ernie und drückten ihn mit ihrem Körpergewicht am Boden fest. Einer davon hatte die kieksige Stimme. »Und nun, du Held?« fragte er.

Ernie schwieg. Er verdrehte die Augen, versuchte etwas zu erkennen, das war allerdings nicht möglich. Zudem hatte er gräßliche Kopfschmerzen.

Rocky ließ eine Minute verstreichen. Dann meinte er: »Ihr stinkt uns schon lange, und wir wissen, wie feige ihr seid. Aber wir sind ja gerecht. Wir könnten euch jetzt auseinandernehmen, vor allen Dingen die kleine Sandy, und das werden wir vielleicht auch machen, falls ihr nicht auf unseren Vorschlag eingeht.«

Sandy hatte die Worte vernommen, allerdings noch nicht richtig verkraftet.

»Nun?«

»Was ist das für ein Vorschlag?« fragte sie mit tonloser Stimme.

»Das hört sich ja schon ganz anders an.« Rocky ließ das Mädchen los, und Sandy atmete auf. Er ging ein paar Schritte zur Seite, blieb neben Ernie stehen und starrte auf ihn herab.

»Wie fühlst du dich?«

»Wenn ich dich sehe, schlecht.«

»Dafür müßte ich dir an sich die Schnauze polieren, aber ich bin ein Tierfreund. Du kannst dich bewähren, wie ich dir schon einmal sagte.«

»Was willst du?«

»So einiges.«

»Dann sag den Typen, sie sollen mich loslassen!« knirschte Ernie Taggart.

»Okay, Freunde, laßt ihn.«

»Schade«, meinte der Kiekser, »ich hätte ihn gern in die Mangel genommen.«

Ernie stand auf. Er war um einen Kopf größer als der Kiekser und sagte:

»Dich nehme ich in die Mangel, wenn ich dich allein erwische, mein Freund.«

»Keine Drohungen!« zischte Rocky, »sonst ergeht es dir wirklich dreckig.«

»Ach, leck mich.«

Plötzlich hatte Rocky ein Messer in der Hand. Auf Knopfdruck fuhr die Klinge aus dem Schaft und wies mit der Spitze auf Ernies Brust. »Hier spielt die Musik, Meister. Hier und nicht woanders.«

Ernie schluckte. »All right, du hast gewonnen.«

»Sag ich doch.« Rocky ließ die Klinge wieder verschwinden. »So und nun zu eurer Aufgabe. Ihr kennt doch diese Wanderausstellung, nicht wahr?«

Ernie Taggart hatte sich neben seine Freundin gestellt. Die beiden nickten.

»Wart ihr schon drin?«

»Ja.«

»Und habt ihr auch den Aufpasser gesehen. Diesen unheimlichen Typen mit dem Ledergesicht?«

Nicken.

»Er heißt Grobino, wie ich hörte, und er soll verdammt gefährlich sein. Der paßt auch nachts auf, damit keiner einbricht. Und einbrechen sollt ihr. Du, Sandy, und auch unser Superstar Ernie werden in das Zelt einbrechen und dort irgend etwas stehlen, das sie uns als Beweis liefern. Na, wie ist es?«

»Nein!« rief Sandy, »das mache ich nicht!«
»Wirklich nicht?«
Sie schüttelte den Kopf.
Rocky spie aus. »Ernie, ich würde der Kleinen an deiner Stelle mal nett zureden. Wenn sie es nämlich nicht macht, könnten wir vergessen, daß wir Kavaliere sind. Dann wird sie gebumst, aber von allen, wie das in der Bande üblich ist.«
Ernie Taggart versteifte. Das genau hatte er kommen sehen, und er wurde blaß über diese ungeheure Drohung. Ja, er hatte genug über Rocker gelesen. Obwohl diese hier vom Lande kamen und längst nicht so brutal waren wie die Großstadtrocker, würden sie das sicherlich wahrmachen, denn auf Sandy hatte so mancher Bursche ein Auge geworfen. Deshalb überwand Ernie sich selbst und sagte: »Okay, wir werden in das verdammte Zelt gehen.«
»Also doch mutig. Ich sag's ja immer. Unser Ernie hat es faustdick.«
»Fragt sich nur wo?« kicherte der Kieksende.
»Halt die Schnauze!« erwiderte Rocky und kam wieder zum Thema.
»Aber eins ist sicher, Freunde. Auf den Arm nehmen lassen wir uns nicht. Wir werden dabeisein, wenn ihr das Zelt betretet, und wir warten auch so lange, bis ihr wiederkommt. Ist das klar?«
»Ja.«
Ernie hatte die Antwort gegeben. Sandy hatte nichts gesagt, aber er nahm an, auch in ihrem Namen gesprochen zu haben. Das Mädchen klammerte sich nur an ihn, und der junge Mann spürte, wie sich ihre Finger in sein Fleisch bohrten.
»Dann ist ja alles in Butter«, sagte Rocky und winkte Sandy mit dem Zeigefinger zu sich.
»Geh nur!« zischte Ernie.
Mit staksigen Schritten setzte sich Sandy in Bewegung.
Rocky deutete eine Verbeugung an. »Darf ich die Lady bitten, auf meinem bescheidenen Feuerstuhl Platz zu nehmen?«
Ohne den Typ eines Blickes zu würdigen, setzte sich Sandy auf den hinteren Sitz. Ihr Freund mußte auf eine andere Maschine steigen.
Die Landrocker klappten die Visiere wieder zu. Dann starteten sie. Als die Motoren aufbrüllten und das Zittern der Maschinen sich auf die Körper übertrug, hatte Ernie Taggart das Gefühl, sein Kopf würde zerspringen. Der schon abgeklungene Schmerz war wieder voll da.
Unter der Schädeldecke schienen 1000 kleine Teufelchen zu sitzen.
Fest biß Ernie die Zähne aufeinander. Obwohl er sich vorhin mutig gegen die Rocker und vor seine Freundin gestellt hatte, konnte er jetzt ein Gefühl der Angst nicht vermeiden. Sie waren mit der Schulklasse in dem Zelt gewesen und hatten auch diesen Grobino gesehen, einen Menschen, der viel schrecklicher in seiner Erscheinung wirkte, als die Masken.

Ernie fröstelte. Um nicht von der Maschine geschleudert zu werden, umklammerte er die Hüften seines Vordermannes. Rücksichtslos jagten die Rocker in Richtung Straße. Die schweren Motorräder schleuderten über Unebenheiten am Boden, und jedes Loch in der Wegstrecke, über das die Maschine donnerte, spürte Ernie Taggart in seinem Kopf.

Er war froh, als sie endlich die Straße erreichten und auf dem glatten grauen Band weiterfuhren.

Es ging in Richtung Gilwich. Das Zelt war vor dem Dorf aufgebaut und stand abseits der Straße. Ein Feldweg führte hin, aber den nahmen die Rocker nicht. Sie hielten an dessen Einmündung am Straßenrand und stiegen von ihren Maschinen.

»Den Rest geht ihr zu Fuß«, sagte Rocky. »Wir warten hier und geben euch genau zwei Stunden. Seid ihr dann nicht zurück, kommen wir nach und setzen unsere Drohung in die Tat um.«

Sandy und Ernie hatten verstanden.

Sie faßten sich bei den Händen, kehrten den Rockern ihre Rücken zu und gingen davon. Bald hatte die Dunkelheit sie verschluckt.

Rocky rieb sich die Hände. »Das wird ein Spaß, Kinder«, freute er sich.

Larry, der Besonnenste unter den Rockern, mischte sich ein. »Ich weiß nicht, ob das ein guter Vorschlag von dir gewesen ist.«

Der Anführer fuhr herum. »Wie meinst du das?«

»Nur so, denn ich habe ein verdammt komisches Gefühl.«

»Wie komisch?«

»Ich glaube, daß wir die beiden nicht mehr wiedersehen«, erwiderte der junge Mann…

***

Im Hotel hatte ich noch einmal sämtliche Überredungskünste aufwenden müssen, damit Jane dablieb.

Sie versprach es mir dann, wollte aber nicht schwören, was mir Sorgen bereitete. Schließlich kannte ich meine langjährige Freundin gut genug.

Ich fuhr also zum zweitenmal ab. Bevor ich in den Wagen stieg, lief mir der Inhaber des Hotels über den Weg.

»Mr. Sinclair«, sagte er. »Sie wollen so spät noch weg und lassen Ihre charmante Begleiterin allein?«

»Ja, ich muß leider noch etwas erledigen.«

»Gestatten Sie, daß ich der Dame ein wenig Gesellschaft leiste? Ich lade sie an die Bar ein. In allen Ehren natürlich, denn meine Frau freut sich ebenfalls, Miß Collins kennenzulernen. Sie hatte am frühen Abend noch zu tun. Und wenn Sie wiederkommen, sind Sie natürlich ebenfalls eingeladen.«

Himmel, der Knabe redete wie ein Wasserfall. Ich sagte zu allem Ja und Amen, nur damit ich meine Ruhe hatte. Dann endlich fuhr ich ab.

Den Weg hatte ich mir gemerkt. Außerdem war er kaum zu verfehlen.

Ich mußte bis zum Dorfende, und dann hatte ich mein Ziel schon fast erreicht.

Unterwegs rauchte ich eine Zigarette: Gern hätte ich noch mehr Waffen dabeigehabt, aber die Dämonenpeitsche und den geheimnisvollen Stab besaß Suko. Ich hatte mich aus dem Koffer eingedeckt und den Dolch, sowie die Gemme mitgenommen. Die hatte mir beim letzten Fall gute Dienste geleistet, als es uns im letzten Moment gelungen war, das Einlaufen der Teufeldschunke in London zu verhindern.

Ich fuhr sehr langsam und wollte auch nicht mit dem Bentley bis vor das Zelt, sondern ihn am Straßenrand abstellen. Von meinem Vorhaben wußte außer Jane niemand. Die Detektivin würde ihren Mund halten, bei den anderen war ich mir nicht sicher. Zudem konnte die Polizei am anderen Tag offiziell forschen.

Links sah ich einen Weg, der in die Felsen führte. Ich fuhr noch langsamer und schätzte die Breite ab.

Ja, das mußte klappen.

Ich drehte das Volant herum, und der Bentley rollte über den Weg auf das Feld. Nach zehn Yards blieb ich stehen und stieg aus. Ich hatte keine Lust, den Weg über die Straße, zu nehmen, sondern folgte dem, auf dem auch der Wagen stand.

Von der Seite her näherte ich mich meinem Ziel. Da die Nacht relativ klar war, nur hin und wieder wurde der Mond von einigen Wolken verdeckt, erkannte ich auch das große Zelt, das sich mit seinen Umrissen scharf von der Erde abhob.

Wie ein dunkler, drohender Schatten kam es auf mich zu, und ich fragte mich, welche Geheimnisse sich hinter der Leinwand verbargen.

Fünf Minuten später hatte ich das Zelt erreicht. Einmal umrundete ich es bis zur Hälfte.

Als ich in die Nähe des Eingangs gelangte, konnte ich auch die beiden Wagen sehen. Hinter den Fenstern des ersten Wohnwagens brannte noch Licht.

Demnach war Halifax noch nicht zu Bett gegangen. Aber was tat er noch um diese Zeit?

Meine Neugierde siegte. Abermals bewegte ich mich auf Zehenspitzen voran, duckte mich unter dem Fenster zusammen und schob mich dann langsam in die Höhe.

Leider konnte ich nichts sehen, weil ein Vorhang mir die Sicht nahm. Das war dumm. Doch Jane hatte von einem Stöhnen und Schmatzen berichtet, das aus dem zweiten Wohnwagen zu hören gewesen war.

Vielleicht sollte ich dort mal nachschauen?

Die Wagen trennten nur ein paar Schritte voneinander. Schnell hatte ich den zweiten erreicht und blieb vor der Tür stehen, um dann mein Ohr an das Holz zu legen und zu lauschen.

Hinter der Tür war es still. Da stöhnte und schmatzte niemand mehr.

Kein Geräusch, das mich hätte mißtrauisch machen können.

Hatte Jane sich geirrt?

Nein, das glaubte ich nicht. Die Detektivin war keine Spinnerin. Wenn sie so etwas sagte, dann hatte sie auch einen konkreten Grund.

Während ich hier stand, wurde ich an den Spiegel-Dämon erinnert. Auch da hatte ich vor einem Wohnwagen gestanden und war in ihn eingedrungen.

Plötzlich hörte ich das Klappen einer Tür.

Sofort zog ich mich zurück, sprang von der Treppe und preßte mich eng gegen die Wand des Wagens.

Ich drehte den Kopf, schaute an der Wand vorbei und sah Peter Halifax, wie er seinen ersten Wagen verließ. Für einen Moment verdunkelte er den aus dem Fenster fallenden Schein. Ich konnte erkennen, daß er noch immer dieselbe Kleidung trug wie vor zwei Stunden. Sein Gang war staksig. Er schlug den Weg zum Zelt ein und war bald in der Dunkelheit verschwunden.

Was wollte er dort?

Ich würde es nicht herausfinden, wenn ich auf dem Fleck stehenblieb, deshalb nahm ich die Verfolgung des seltsamen Vogels auf. Er bemühte sich nicht, leise zu sein, sondern schritt normal aus. Unter seinen Füßen knirschten kleinere Steine. Gegen größere schlug er auch mit der Spitze seines Stocks und schleuderte sie zur Seite.

Ich machte mich möglichst klein und ließ immer soviel Zwischenraum, daß er mich auch nicht sehen konnte, wenn er sich blitzschnell umdrehte.

Die Gestalt vor mir war nicht mehr als ein verschwimmender Schatten.

Dann hatte Halifax das Zelt erreicht. Ich rechnete damit, daß er zum Eingang gehen würde, doch er drehte zuvor ab, tauchte unter einem Verspannungsseil hinweg und wurde eins mit dem Schatten der Zeltwand.

Ich blieb stehen und dachte darüber nach, was der Knabe wohl vorhaben konnte.

Sehen konnte ich ihn nicht. Dafür hörte ich ihn und bekam mit, daß er mit sich selbst sprach. Manchmal lachte er sogar auf, dann war er wieder zu sehen, und ich zuckte zurück.

Diesmal jedoch hielt er etwas in der Hand.

Ich mußte wirklich zweimal hinschauen, um den Gegenstand erkennen zu können.

Es war ein Spaten.
Halifax hatte sich tatsächlich einen Spaten geholt. Es sah ganz so aus, als würde er irgendwo graben wollen. In der rechten Hand hielt er jetzt seinen Schirm und in der linken den Spaten. Abermals dachte er nicht daran, sich dem Haupteingang zuzuwenden, sondern schritt weiter um das Zelt herum.
Er achtete auch nicht auf Geräusche, denn Halifax fühlte sich völlig sicher.
Ich schlich wieder hinter ihm her. Wir bewegten uns dicht am Zelt entlang. Da mir die Gegend im Gegensatz zu Halifax fremd war, mußte ich achtgeben, daß ich nicht mit den straff gespannten Seilen in Berührung kam oder gegen sie lief. Deshalb lief ich zwischen ihnen und der Zeltwand.
Hier lagen zahlreiche Gegenstände am Boden. Bretter und Kisten, die man wahllos weggeworfen hatte. Wobei ich noch von Glück reden konnte, daß ich gegen kein Brett trat.
Halifax blieb stehen.
Automatisch stoppte auch ich. Es war ein reiner Reflex. Dann beobachtete ich weiter.
Halifax rammte seinen Schirm in den weichen Boden und packte den Spaten mit beiden Händen. Er stach ihn in die Erde. So begann er langsam zu graben.
Meine Spannung wuchs.
Was hatte dieser Kerl unter der Erde verborgen? Wollte er eine Leiche hervorholen? Hatte er vielleicht mehrere Menschen auf dem Gewissen?
Und waren erst nur zwei gefunden worden?
Ich rechnete wirklich mit jeder Möglichkeit, und war deshalb überrascht, daß Halifax so schnell an sein Ziel gelangte.
Nein, das war sicherlich keine Leiche, denn die vergrub man normalerweise tiefer.
Halifax stellte den Spaten zur Seite, bückte sich und holte etwas aus dem Loch hervor.
Ich konnte nicht genau erkennen, was es war, dafür befand ich mich zu weit entfernt, aber ich glaubte, daß der Totengräber eine Schale oder einen Trog in den Händen trug.
Den Spaten ließ er stehen, den Schirm jedoch nahm er mit und hängte die Krücke über seinen angewinkelten linken Arm.
Dann ging er vor.
Und er kam genau auf mich zu.
Alles ging sehr schnell, weg konnte ich nicht mehr, er hätte meine Bewegung gesehen.
Im gleichen Augenblick hörte ich seine geflüsterten Worte: »Mugur«, raunte er, »Blut für Mugur…«

***

»Ich habe Angst«, flüsterte das Mädchen und drückte sich eng an ihren um ein Jahr älteren Freund.

Ernie Taggart nickte. »Das kann ich sogar verstehen, Sandy. Auch mir geht es nicht besonders.«

»Sollen wir nicht einfach verschwinden?«

Taggart schaute auf das Girl herunter. »Hast du dir auch die Folgen ausgemalt?«

»Die werden das nicht wagen.«

»Und ob sie das wagen, glaub mir.«

»Dann sagen wir eben der Polizei Bescheid. Es gibt genug Schleichwege, die können nicht alles unter Kontrolle haben. Denk doch mal nach, Ernie.«

»Das mache ich auch. Und ich sage dir folgendes: Wenn sie uns heute nicht erwischen sollten, dann geschieht das morgen oder übermorgen. Sie kriegen uns. Um mich habe ich keine Angst. Aber was mit dir geschieht, das ist schlimm.«

»Denen kratze ich die Augen aus!« zischte Sandy.

»Wie denn, wenn man dir ein Messer an die Kehle hält?«

Da senkte Sandy den Kopf und starrte auf ihre Schuhspitzen. Sie sah ein, daß Ernie recht hatte. Deshalb nickte sie.

Der Junge streichelte ihre Wange. »Es ist doch nicht schlimm, Sandy. Wir öffnen jetzt das komische Schloß und bringen die Mutprobe schnell hinter uns.«

»Aber da ist irgendein Haken dabei.«

»Und welcher?«

»Warum gehen die nicht selbst? Die haben doch sonst immer so eine große Klappe.«

»Was weiß ich?«

»Weil sie Angst haben, Ernie. Mit diesen komischen Figuren stimmt was nicht. Wir haben sie doch selbst während der Besichtigung gesehen. Die sahen bei Licht schon schlimm aus. Ich denke mit Schaudern an die widerlichen Masken und Abbildungen zahlreicher Dämonen. Ich fürchte mich, Ernie.«

Der Junge nickte, ging aber nicht mehr auf Sandys Widersprüche ein, sondern besah sich das Schloß im Licht des Feuerzeugs, wobei er die Flamme mit einer Hand abschirmte.

»Und?« fragte Sandy.

»Das müßte zu knacken sein. Ist ganz einfach. Das haben wir in der Schule schon ein paarmal gemacht. Ich brauche nur ein Taschentuch.«

»Was?«

»Ja, ein Taschentuch. Das klemme ich dann zwischen den Bügel. Kräftig reißen und fertig.«

»Wie du meinst.«

Ernie holte das Taschentuch hervor und faltete es auseinander. »Mit einem Handtuch ginge es natürlich besser, aber so klappt das sicherlich auch.« Er rollte das Tuch etwas zusammen und schob beide Enden zwischen den Bügel.

»Und jetzt drück mir die Daumen«, flüsterte er.

Sandy nickte. Sie schaute sich furchtsam um, ob sie nicht von irgendwem belauert wurden, doch da war nichts. Auch von den Rockern sah sie nicht die geringste Spur. Allerdings war Sandy sicher, daß die Typen irgendwo lauerten und nur darauf warteten, daß die beiden sich zurückzogen.

Aber da sollten sie sich getäuscht haben.

Ernie hatte beide Enden des Taschentuchs gepackt. Er holte tief Luft und zog mit aller Kraft daran, um den Bügel aus dem Schloß zu reißen.

Beim ersten Versuch schaffte er es nicht und auch nicht beim zweiten.

Erst der dritte klappte.

Jetzt war der Weg frei.

Ernie Taggart nickte seiner Freundin zu und raunte: »Wir können, Sandy.«

Sandy bekam wieder Angst, als ihr Freund die Tür aufstieß und sie das Knarren hörte. Sie hielt sich eng an Ernie und legte ihre Hände auf seine Schultern, um ihn zu spüren. Das gab ihr ein wenig Sicherheit.

Der junge Mann blieb stehen. Er drehte den Kopf. Sandys Haar kitzelte seine Wange. »Bleib jetzt ganz ruhig, Darling«, sagte Ernie mit leiser Stimme, »wir schaffen es schon.«

»Ja, ja.«

Beide duckten sich, als sie das Zelt betraten. Sie hatten irgendwie ein schlechtes Gewissen, denn wie sie bei der Führung gehört hatten, beherbergte das sich im Zelt befindliche Museum doch zahlreiche wertvolle Gegenstände.

Und was sollten sie stehlen?

»Bist du drin?« fragte Ernie.

»Ja.« Die Antwort war nur ein Hauch.

Ernie griff an seiner Freundin vorbei, bekam den Griff der Tür zwischen die Finger und drückte die Tür wieder zu.

»Jetzt sind wir sicher.«

»Hast du denn eine Lampe?« fragte das Mädchen.

»Klar.«

»Und woher? Du hattest sie doch…«

»Von einem der Typen. Das hast du nicht mitbekommen.« Ernie kramte in seiner Jackentasche herum und holte eine flache, jedoch lichtstarke Lampe hervor.

Er knipste sie an und richtete den Strahl gegen den Boden, wo er

einen Kreis hinterließ.

Viel war noch nicht zu sehen. Die jungen Leute befanden sich erst am Eingang. Hier waren die Tische aufgebaut, auf denen Dinge standen, die über das Töpferhandwerk der Indianer informierten. Es gab da alte Tonkrüge, Gefäße, Schalen und Behälter. Alle sehr dekorativ bemalt.

Da kam dem Mädchen die Idee. Sie stieß ihren Freund an und sagte:

»Los, laß uns hier einen Krug mitnehmen und den Kerlen ihn als Beweis zeigen. Dann haben wir die Sache hinter uns.«

Ernie schüttelte den Kopf. »Das können wir immer noch.«

»Was heißt das?«

»Später, meine ich.«

»Wieso?«

»Wenn ich schon mal hier bin, will ich mich auch noch kurz umschauen. Wir machen einen kleinen Gang.«

»Nein«, flüsterte Sandy.

Ernie leuchtete sie an. »Und warum nicht?« wollte er wissen. »Hast du Angst?«

»Ja, ich habe Angst.«

»Wovor denn?«

»Vor allem hier.« Sandy schaute sich furchtsam um. »Die ganze Atmosphäre stößt mich ab, und wenn ich an den Kerl denke, der hier den Aufpasser spielt, dann könnte ich direkt zittern.«

»Der ist gar nicht da und liegt beistimmt im Bett.«

»Trotzdem, Ernie!«

Der Junge nickte. »Du kannst ja schon gehen. Warte vor dem Zelt auf mich.«

Das wollte Sandy auch nicht. Sie dachte an das Sprichwort: Mitgehangen, mitgefangen. Und so wollte sie Ernie nicht im Stich lassen, auch wenn es ihr schwerfiel.

»Wo willst du denn hin?« fragte sie.

Die beiden waren schon ein wenig vorgegangen. Ernie ließ sich Zeit mit der Antwort, da er sich erst umschauen wollte.

»Wo stehen denn die komischen Monster?« murmelte er.

Sie hatten es ihm besonders angetan. Schon bei Tageslicht war all ihre Schrecklichkeit irgendwie zu spüren gewesen. In der Nacht würde sich diese Atmosphäre sicherlich noch verdichten. Und da wollte er hin? »Bist du noch ganz dicht?« fragte Sandy.

»Sicher. Ich wollte schon immer mal ein Museum bei Nacht erleben, auch wenn es ein sehr primitives ist.«

»Denk an diesen Wärter.«

»Ach, der schläft.« Ernie hörte nicht mehr auf Sandys Warnungen, sondern lief los.

Sandy blieb für einen Moment stehen und nagte auf ihrer Unterlippe. Sie spielte wirklich noch einmal mit dem Gedanken, das Zelt zu

verlassen, dann jedoch dachte sie daran, wie sich ihr Freund für sie eingesetzt hatte, und sie gab sich einen innerlichen Ruck. »Warte!« rief sie.

Abrupt drehte sich der Junge um. »Nicht so laut«, zischte er.

»Entschuldige.«

Man hatte das Innere des Zeltes unterteilt. Wände aus Spanplatten waren so aufgestellt, daß es regelrechte Gänge gegeben hatte. Manche standen auch im rechten Winkel zueinander. Es gab Ecken und Winkel. Die einzelnen Stücke aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten standen auf Podesten. Zum Teil waren sie sogar hinter Kunststoffglas versteckt.

Sahen die Masken und Kultgegenstände bei Tageslicht schon schrecklich aus, so wirkten sie hier in der Dunkelheit beängstigend. Sie waren schaurig anzusehen, vor allen Dingen dann, wenn der Lampenstrahl über sie hinwegglitt oder zuckte. Da wirkten die grell bemalten Fratzen noch schlimmer, und im sich bewegenden Schein der Lampe sah es so aus, als würden sie ein eigenes Leben führen.

Sandy fürchtete sich.

Besonders angetan hatten es ihr die Augen der Masken und Kultgegenstände. Immer wenn sie nahe herangekommen war, glaubte sie daran, daß sich die Augen in den Höhlen bewegen würden, aber das war eine Täuschung und lag sicherlich an den dort herrschenden Lichtverhältnissen.

Bis auf ihre eigenen Schritte war es still in dem großen Zelt. Langsam näherten sich die beiden jungen Menschen dem Teil des Zeltes, wo die großen Statuen und Götterbilder der Indianer ausgestellt waren. Hier gab es keine Gänge mehr, denn die Aussteller brauchten für ihre Dinge Platz.

Plötzlich blieb Sandy stehen, denn der Lichtstrahl war auf die erste Statue gefallen.

Furchterregend sah sie aus. In ihrer Form erinnerte sie an einen Marterpfahl. Sie wuchs vor ihnen in die Höhe, war grell angemalt, und die breite Fratze an der Spitze schien die beiden jungen Menschen höhnisch anzugrinsen.

Ernie lachte, als er das Gesicht seiner Freundin sah. »Sag bloß, du hast immer noch Angst?«

Sandy nickte heftig.

»Komm weiter.« Er faßte das Mädchen unter und zog es fort. Beide wandten sich nach rechts, wo in einem Halbkreis graue Figuren aufgebaut waren, die irgendwie nicht zu den anderen passen wollten.

Sie sahen eher aus wie Überbleibsel aus der griechischen oder römischen Mythologie. Muskelbepackte Helden. Mal stehend, kniend oder sitzend. Von einem war auch nur der Kopf vorhanden; er stand auf einer brusthohen Säule.

Das Gesicht zeigte einen klassischen Schnitt. Krauses Haar war genau nachgebildet worden und ebenso ein Bart.

Vor dem Kopf blieben die beiden jungen Leute stehen. Ernie streckte die Hand aus und streichelte über den Schädel.

Kaum hatten seine Finger den Kopf berührt, da zuckten sie schon zurück.

»Was ist?« fragte Sandy.

Irritiert schüttelte Ernie den Kopf. »Nichts, eigentlich nichts, aber der hat sich so komisch angefühlt, als würde er leben.«

»Unsinn.«

»Ja. Richtig warm war das Gestein.«

Jetzt wollte es Sandy genauer wissen. Sie beugte sich vor, schaute in das Gesicht und sah auch die Augen, die seltsam weiß in den Höhlen schimmerten.

Im nächsten Augenblick fuhr sie zurück.

Die Augen hatten sich bewegt!

***

Jetzt war mir klar, was sich in der vergrabenen Schale befand. Blut!

Automatisch zog ich eine Verbindung und dachte an die beiden blutleeren Leichen. Sollte sich deren Blut vielleicht in der Schale befinden?

Das alles schoß mir in Bruchteilen von Sekunden durch den Kopf. Und mir war auch klar, daß mich der Mann entdecken würde, wenn er weiterging und ich stehenblieb.

Eine Chance hatte ich noch.

Ein seitlicher Schritt, der nicht zu hören war, brachte mich dicht an die Zeltwand, mit deren Schatten ich vollends verschmolz.

Zwei Atemzüge später passierte Peter Halifax mich. Er sah mich nicht, denn er schaute auf die mit einem Deckel geschlossene Schale, die er vorsichtig auf den Händen balancierte, damit auch kein Tropfen des kostbaren Lebenssafts verlorenging.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Rücken des Mannes sah. Der Kelch war an mir vorübergegangen.

Zum Glück…

Ich wartete so lange, bis die Gestalt des Mannes praktisch nur noch ein Schatten war und löste mich erst dann aus meiner sicheren Deckung.

Abermals nahm ich auf Zehenspitzen die Verfolgung auf und hoffte wieder, daß mir das Glück zur Seite stand.

In einem sicheren Abstand bewegte ich mich hinter dem Mann an der Zeltwand entlang und hatte Glück, daß ich nicht über gespannte Seile oder herumliegende Gegenstände stolperte. Das Ziel des Mannes war jetzt schon zu bestimmen.

Er bewegte sich dem Eingang zu.
Schon wenig später sah ich den Schatten des kleinen Vorbaus. Peter Halifax schwenkte herum, ging die paar Yards äm Vorbau entlang, und dann hörte ich, wie er einen Fluch ausstieß.
Irgend etwas mußte ihn gestört haben.
Ich blieb stehen.
Dabei rechnete ich sogar damit, daß er zurückkommen würde, doch ich hatte mich getäuscht. Ich nahm das Knarren einer Tür wahr, und im nächsten Augenblick hörte ich nichts mehr.
Peter Halifax mußte das Zelt betreten haben.
Sekunden danach stand auch ich vor dem Eingang, besah mir das Schloß und wußte nun, weshalb der Mann den Fluch ausgestoßen hatte.
Das Schloß war zerstört.
Damit hatte auch ich nicht gerechnet. Automatisch begann ich, mir Gedanken zu machen. Das Ergebnis fand ich sehr schnell. Vor mir lag der Beweis, daß andere wohl versucht und es auch geschafft hatten, in das Zelt einzubrechen.
Und zwar in dieser Nacht.
Das paßte mir überhaupt nicht in den Kram. Wenn dieser Peter Halifax wirklich sehr gefährlich war - davon mußte ich nach Lage der Dinge ausgehen - befanden sich der oder die Einbrecher ebenfalls in Lebensgefahr.
Eine schlechte Ausgangsposition.
Erst recht mußte ich dem Kerl auf den Fersen bleiben, denn wenn er die Einbrecher überraschte, konnte es zu einer Katastrophe kommen.
Die Tür hatte er nicht völlig geschlossen. Einen Spalt breit stand sie offen.
Er war groß genug, um mich hindurchzulassen, wenn ich mich schmal machte.
Wenig später stand ich im Zelt, huschte sofort zur Seite und blieb an der Innenwand stehen.
Wo steckte der Kerl?
Ich sah ihn nicht, so sehr ich meine Augen auch anstrengte. Aber ich glaubte, im Hintergrund des Ausstellungsraumes einen schwachen Lichtschein zu bemerken.
Der aber bald verschwunden war.
Obwohl noch nichts geschehen war, fühlte ich förmlich die in der Luft liegende Gefahr. Ich kam mir vor wie auf einem Pulverfaß, an dem die Lunte bereits brennt, nur wußte ich nicht, wann die Ladung in die Luft fliegen würde.
An der Tür konnte ich nicht bleiben. Wollte ich irgend etwas retten oder Zeugen beschützen, dann mußte ich mich weiter vorwagen. Auch wenn ich das Risiko einer Entdeckung einging.

Vorsichtig bewegte ich mich auf eine Reihe von langen Tischen zu, die ich nur schattenhaft wahrnahm. Ich konnte allerdings erkennen, daß auf den Tischen einige Gegenstände standen. Beim Näherkommen identifizierte ich sie als Gefäße der unterschiedlichsten Größe.

Ohne irgendwo anzustoßen, umrundete ich den langen Tisch und sah mich einem kleinen Irrgarten gegenüber. Es standen mehrere Gänge zur Verfügung, so daß ich auswählen konnte.

Ich entschied mich für den ersten.

Nach wenigen Schritten bereits befand ich mich in dem Bereich, wo die Masken ausgestellt waren. Es waren zum Teil fratzenhafte Gebilde, die in der Dunkelheit noch schauriger wirkten. Meine Bleistiftleuchte einzuschalten, traute ich mich nicht. Das Risiko einer Entdeckung wäre zu groß gewesen.

Schon bald hatte ich den Gang durchwandert, erreichte die Abzweigung und blieb stehen, denn ein Geräusch war an meine Ohren gedrungen.

Ein schweres Atmen oder Stöhnen.

Jane hatte von diesem Geräusch berichtet, und mir lief ein kalter Schauer über den Rücken.

Unwillkürlich duckte ich mich, lauschte weiter und stellte fest, daß dieses Stöhnen ganz in meiner Nähe aufklang.

Irgend etwas oder irgend jemand lauerte dort auf mich. Aber wer war der Gegner?

Dieser unheimliche Indianer mit seltnem Tomahawk?

Es half nichts, wenn ich lange Überlegungen anstellte, ich wollte es genau wissen. Meine rechte Hand rutschte in die Hosentasche, fand die Bleistiftlampe, holte sie hervor, und mit einem Knopfdruck schaltete ich sie ein…

***

Sandy Field erstarrte.

Plötzlich schoß die Angst in ihr hoch. Sie war nicht mehr fähig, sich zu rühren, und sie konnte nicht einmal ihren Freund aufmerksam machen, der bereits zwei Schritte weiter gegangen war.

Dann merkte Ernie, daß etwas nicht stimmte und drehte sich um.

»Komm!« zischte er.

Das Girl blieb stehen und schüttelte den Kopf.

»Was ist denn?«

»Die Augen, Ernie!«

Der Junge kam wieder zurück. »Welche Augen?«

»Die in dem Kopf!«

Ernie hob die Schultern, beugte sich etwas nach vorn und schaute in das Gesicht aus Stein. »Was ist mit den Augen?«

»Sie haben sich bewegt.«

Ernie zuckte hoch und lachte, doch es klang unsicher.
»Wirklich, Ernie, sie haben sich bewegt!«
»Unsinn!« Ernie nahm die Lampe und leuchtete den Kopf jetzt direkt an.
»Nichts«, sagte er. »Wirklich nichts.« Er fühlte mit dem Finger nach.
»Das sind keine normalen Augen, Sandy, die bestehen aus Stein, du hast dir da etwas eingebildet.«
»Nein.«
Ernie richtete sich wieder auf. »Laß uns weitergehen, Kleines«, schlug er vor.
Da kam er bei Sandy an die richtige Adresse. »Es tut mir leid, aber ich gehe keinen Schritt mehr vor. Wenn ich überhaupt gehe, dann nur noch zurück. Wir nehmen ein Souvenir mit, und damit hat es sich.«
»Hast du die Hosen voll?«
»Nenn es, wie du willst, aber mich kriegst du nicht noch tiefer in das komische Museum hinein.«
Wenn Sandy so sprach, dann ließ sie sich auch nicht mehr umstimmen.
Ernie kannte seine Freundin lange genug. Im Prinzip war er ja selbst froh, daß es so lief, denn so ganz wohl hatte auch er sich nicht gefühlt.
Er wollte es nur nicht zugeben.
»Okay«, sagte er, »ich tue dir den Gefallen. Dann gehen wir eben zurück.«
»Das wurde auch Zeit.« Sandy hatte sich bereits gedreht, doch in der Bewegung stockte sie.
Sie hatte ein Geräusch gehört.
Schritte!
Auch der junge Mann hatte sie vernommen, das war seiner geduckten Haltung anzumerken. Wie eine gespannte Bogensehne stand er dort und lauschte.
»Da ist jemand«, wisperte Sandy.
Ernie nickte nur. Sprechen konnte er nicht. Seine Kehle war zugeschnürt. Nervös glitt seine Zungenspitze über die Lippen. Er zwinkerte mit den Augen, weil Schweiß hineingelaufen war. In seinem Magen breitete sich ein drückendes Gefühl aus, es stieg langsam höher bis zur Kehle. Das gleiche Gefühl überfiel ihn immer, wenn eine Prüfung dicht bevorstand, doch das hier war anders. Hier spürte er die Gefahr, die irgendwo vor ihm im Dunkeln lauerte.
»Wir müssen uns verstecken!« Sandy faßte sich als erste ein Herz.
»Komm, weg!«
Damit war auch Ernie einverstanden. Beide drehten sich um und erlebten den nächsten Schock.
Die Figuren lebten!

Zuerst war es nur der Kopf, dessen Augen grünlich schillerten, als hätte sie jemand mit einer entsprechenden Flüssigkeit gefüllt. In der grünen Farbe war deutlich die helle Pupille zu erkennen, ein weißes Etwas, das die jungen Menschen starr fixierte.

Wie hypnotisiert schaute Sandy die Augen an, während Ernie seinen Kopf drehte und den Figuren einen Blick zuwarf. Diese grauen, monströsen Gestalten auf den Sockeln, die allesamt ein menschliches Aussehen besaßen, hatten ihre Arme vorgestreckt, und die Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Sie sahen so aus, als würden sie jeden Augenblick von ihren Sockeln steigen.

Schrecklich…

Ernie hatte seine erste Angst überwunden. Er packte Sandy an der Schulter, zog sie an sich und lief mit ihr die ersten zwei Schritte. Weiter kam er auch nicht, denn hinter ihm fiel ein steinerner Arm nach unten.

Das Monster hielt noch etwas in der Hand. Es war ein Stab, schwer, und hatte die Form eines Meißels.

Der junge Mann vernahm zwar noch ein Knirschen, mehr allerdings auch nicht.

Dann traf ihn der Schlag.

Es war ein wuchtiger Hieb, der ungebremst gegen seinen Hinterkopf knallte. Ernie kippte nach vorn, riß Sandy dabei noch mit, fühlte die Schwäche in den Beinen und schaffte es nicht mehr, sich zu halten.

Bäuchlings fiel er zu Boden und blieb auf dem Gesicht liegen.

Sandy wußte im ersten Augenblick nicht, was sie davon halten sollte. Sie war unfähig, auch nur einen Ton hervorzubringen, sondern starrte nur auf ihren Freund, der vor ihren Füßen lag.

»Ernie!« hauchte sie. »Mein Gott, Ernie.« Ihr Gesicht verzerrte sich, denn sie hatte die dunkle Flüssigkeit gesehen, die zwischen den Haaren am Hinterkopf hervorquoll.

Die Panik schoß in ihr hoch. Das Gesicht verzerrte sich, sie öffnete den Mund um zu schreien, doch so weit sollte es nicht mehr kommen.

Plötzlich war da der andere, und der helle Strahl einer Lampe traf aus kurzer Entfernung ihr Gesicht und blendete sie.

Sandy Field riß beide Arme hoch, spreizte die Hände und hielt sie vors Gesicht.

Jemand lachte leise und bösartig. Einen Herzschlag später hörte sie die zischende Stimme.

»Wer ist mir denn da ins Netz gegangen?«

***

Der Strahl stach ins Leere. Das heißt, er traf nur eine Spanplattenwand.

Keine Gestalt, kein Gegner, der mich angriff.
Und doch war jemand da. Das hatte ich gehört, und daran glaubte ich sehr fest.
Was tun? Sollte ich selbst angreifen oder warten, bis der andere aus seiner Reserve hervorkam? Ich entschied mich dafür, meinen Platz zu verlassen.
Ein Blick nach links, der zweite nach rechts. Gleichzeitig leuchtete ich mit der Lampe, und der Strahl glitt ins Leere. Er traf nicht einmal auf ein Hindernis.
Ich holte tief Luft.
Im Augenblick war es wieder still geworden, aber in der Stille lauerte das Verderben, da war oder da waren sie, die mich killen wollten.
Mein in zahlreichen gefährlichen Situationen geschulter Instinkt warnte mich vor dem Unheimlichen. Unwillkürlich tastete ich nach meinem Kreuz.
Es hatte sich nicht erwärmt!
Und trotzdem konnte das Böse hier lauern, denn wenn ich es tatsächlich mit Gegnern indianischer Mythologie zu tun hatte, würde mir das Kruzifix nicht helfen. Da mußte ich mich auf meine Körperkräfte und meine Geschicklichkeit verlassen.
Schleichende Schritte warnten mich. Sofort zuckte ich herum, denn sie waren in meinem Rücken aufgeklungen.
Wieder nichts.
Verdammt, wollte man mich hier zum Narren halten? Abermals lauschte ich konzentriert. Auf meiner Stirn lagen die Schweißperlen. Die Nackenhaare hatten sich aufgestellt.
Und dann wußte ich Bescheid.
Die Schritte waren weder vor noch hinter mir aufgeklungen, sondern von der Seite.
Hinter der Wand!
Dort lauerte er.
Ich zog die Pistole. Wenn es zu gefährlich würde, dann mußte ich durch die Wand feuern. Wobei ich hoffte, daß die Silberkugel meinen Gegner wenigstens aufhalten würde, wenn sie ihn höchstwahrscheinlich auch nicht töten konnte.
Plötzlich griff er an.
Er machte es mit Gewalt und Brutalität. Eigentlich rechnete ich damit, daß er den schmalen Gang gekommen wäre, aber dieser Gegner brach im wahrsten Sinne des Wortes durch die Wand. Ich hörte noch das Splittern und Krachen, dann fiel die gewaltige Spanplatte auf mich zu.
Weg konnte ich nicht. Ich riß nur meine Arme hoch, um mich zu schützen und warf mich gleichzeitig nach hinten, um dem Aufprall möglichst die Wucht zu nehmen.

Mit dem Rücken fiel ich gegen die andere Wand, die erst verdächtig wackelte und dann, als die andere mich begrub, auch zusammenkrachte.

Der Lärm war immens. Irgendwo kippte etwas um, ich hörte das Splittern, wurde zu Boden gepreßt und verlor in dem ganzen Durcheinander meine Pistole.

Danach war ich eingeklemmt.

Über mir hockte mein Gegner. Er preßte die Platte auf mich. Eine andere lag unter meinem Rücken, und ich kam mir vor wie das berühmte Sandkorn zwischen den beiden Mühlsteinen.

Bewegen konnte ich mich nicht, das Gewicht über mir war zu stark.

Zudem gelang es mir kaum, die Arme anzuwinkeln, und dann wurde das Gewicht ein wenig verlagert.

Er kam.

Plötzlich gab es einen Ruck. Der andere zog die obere Wand ein Stück zur Seite, so daß mein Gesicht freilag.

Jetzt konnte ich ihn sehen.

Es war in der Tat der Unheimliche mit dem Tomahawk. Und er hielt die Waffe bereits in der Hand…

***

Vorhin, bei den Rockern, da hatte Sandy schon Angst gehabt. Doch die jetzige hielt mit der ersten auf keinen Fall stand. Sandy wußte mit erschreckender Deutlichkeit, daß es nun um ihr Leben ging. Dieser Fremde vor ihr kannte kein Erbarmen. Er war ein Teufel, ein wahrer Satan, der letztendlich auch die Schuld dafür trug, daß Ernie am Boden lag und sich nicht rührte.

Wieder hörte sie ein Lachen. Diesmal jedoch erklang es wesentlich zufriedener.

»Ja, ja, da habe ich dich endlich, du kleines Täubchen.« Sandy hörte ein schleifendes Geräusch. Sie glaubte daran, daß sich der Mann die Hände rieb.

Das konnte er auch. Denn er hatte gewonnen, während sie hier in der Falle steckte.

Der Lichtfinger wanderte nach unten. Wie eine tastende Hand glitt er an ihrem Kopf herab, und Sandy hörte die Stimme des anderen.

»Du kannst die Arme herunternehmen!«

Sie gehorchte.

Geblendet wurde sie nicht mehr. Allerdings gewöhnten sich ihre Augen nur schwer an die Dunkelheit. Ein paarmal mußte sie blinzeln, und sie holte tief Luft.

Den Mann vor sich erkannte sie zwar nicht konturenscharf, sie sah aber doch, daß es sich um den Besitzer des Museums handelte. Denn als sie mit der Schulklasse hiergewesen waren, da hatte der Kerl

genauso ausgesehen, und er hatte auch die gleiche Kleidung getragen. Dieser hohe Zylinder war markant und ein Zeichen für ihn. Auch der Frack und die Weste.

Hinzu kam der Regenschirm. Er hing über seinem linken Arm, und neben sich auf einem freien Podest, da hatte der Mann eine Schale abgestellt, deren Inhalt trotz des auf ihr liegenden Deckels seltsam roch.

Irgendwie süßlich.

Sandy erinnerte sich. Sie hatte mal bei einem Metzger eine Schlachtung erlebt. Dort hatte es auch so süßlich gerochen.

Das war Blut gewesen…

Sie warf einen Blick nach unten und sah auf den Hinterkopf ihres Freundes. Die Wunde hatte sich zwar nicht vergrößert, aber das Blut rann weiter hervor und hörte auch nicht auf. Es hatte schon neben dem Kopf eine dicke Lache gebildet.

Ernie mußte unbedingt in ärztliche Behandlung. Doch da ließ das Mädchen sämtliche Hoffnungen fahren. So etwas würde dieser Teufel vor ihr nicht zulassen.

»Vielleicht ist er tot«, sagte Halifax.

Diese Worte waren so leicht dahingesprochen, aber für das junge Mädchen bedeuteten sie etwas Grauenhaftes. Sie waren wie gefährliche Messerstiche, die in ihr Herz drangen und es zum Bluten brachten. Sie krümmte sich, als hätte sie irgendwelche Schmerzen verspürt.

»Warum haben Sie das getan?« flüsterte Sandy. »Warum?«

»Ich habe doch nichts gemacht, meine Kleine.«

»Aber Ihre Monster.«

»Ihr hättet sie und mich nicht stören sollen, das ist alles, meine Liebe. Nun ist es zu spät.«

Sandy holte ein paarmal tief Luft, bevor sie fragte: »Zu spät? Wofür ist es zu spät?«

»Um noch weiterzuleben, meine Kleine.«

»Das… das sagen Sie doch so…«

»Nein, nein, du hast schon richtig gehört. Ich werde dich töten. Ich brauche dich.«

»Aber ich habe Ihnen doch nichts getan«, sagte Sandy mit tonloser Stimme.

»Trotzdem.« Halifax räusperte sich. Das Gespräch war sehr leise geführt worden und bis zum Eingang der Halle nicht zu hören gewesen, so kam es auch, daß ich davon nichts mitbekam, als ich mich langsam vorwagte.

Halifax nickte. »Bück dich!« befahl er, »und dreh deinen Freund auf den Rücken.«

»Warum?«

»Tu, was ich gesagt habe!«

Da ging Sandy in die Knie. Es tat ihr in der Seele weh, ihren Freund so vor sich liegen zu sehen, aber sie mußte den Anordnungen gehorchen.

Beide Hände legte sie um Ernies Schultern und drehte ihn dann auf den Rücken, wobei sie zusah, daß die Wunde am Kopf nicht zu sehr in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Sie sah sein Gesicht.

Blaß wirkte es. Sogar totenblaß, als würde der Sensenmann bereits unsichtbar neben ihm stehen und nur darauf warten, zuschlagen zu können. Sie fühlte nach Ernies Puls.

Er schlug, allerdings nur schwach. Es kam ihr vor, als wäre es nur eine Frage der Zeit, wann er endgültig aufhören würde zu schlagen. Angst kroch in ihr hoch, die sich immer mehr steigerte.

»Aufstehen!«

Die nicht mehr verbindlich und freundlich klingende Stimme des Mannes unterbrach ihre Gedanken. Im Zeitlupentempo stand sie auf und unternahm einen letzten Versuch.

»Bitte, lassen Sie uns doch laufen. Ich bitte Sie, Mister. Wir haben Ihnen nichts getan, und dieser Einbruch…«

»Aha, du gibst also zu, daß es ein Einbruch war?«

»Ja, ich gebe alles zu, wirklich. Alles gebe ich zu. Wir wollten ja auch nicht, aber die anderen…«

»Welche anderen?«

»Die Rocker. Sie zwangen uns, hier einzubrechen. Wir sollten etwas aus diesem Museum stehlen, egal, was es war. Nur sollten wir ihnen es bringen.«

»Dann sind noch mehr hier?« zischelte Halifax.

»Nein, draußen, weiter entfernt, da lauern sie. Sie kommen auch nicht, wir sollen zu ihnen kommen.«

»Das geht nicht mehr.«

»Bitte, so…«

»Kein Wort will ich mehr hören. Es ändert an meinem Entschluß nicht das geringste.« Halifax wollte ein Ende bereiten. Er ließ den Stock über den Arm rutschen und fing den Griff mit der Hand auf. Dann hob er den Schirm etwas an, drückte auf einen verborgenen Knopf, und plötzlich blitzte am Ende die Klinge auf.

Sandy erschrak.

Da lachte Halifax, kam einen halben Schritt auf das Mädchen zu und konzentrierte sich jedoch auf den am Boden liegenden Jungen.

Und er tat es.

Bei Gott, er tat es.

Wieder auf die gleiche Weise wie bei den zwei Dieben. Dabei leuchtete er das Gesicht noch mit der Taschenlampe an.

Sandy erstarrte. Sie war sprachlos, innerlich zerrüttet. Sie konnte den Ansturm des Grauens nicht mehr fassen, sie begriff einfach nicht, daß ein Mensch zu so etwas fähig war, diese Ungeheuerlichkeit ging nicht in ihren Kopf hinein.

Das war zuviel.

»Er ist tot«, sagte Halifax.

Sandy nickte, obwohl sie es gar nicht wollte. Eigentlich wollte sie schreien, aber selbst das klappte nicht. Sie bekam den Mund nicht auf.

Jemand schien ihn zugenäht zu haben. Ihr Geist begann sich zu verwirren, und sie glaubte, an Stelle des Mördergesichts die Fratze des Teufels zu sehen.

Halifax stieg über den Toten hinweg. »Ich pflege nie, große Umstände zu machen«, erklärte er und kam auf Sandy zu. »Du weißt, welches Schicksal auch dir bevorsteht?«

Sandy wich zurück. Die Arme hatte sie ausgebreitet, im Gesicht leuchtete die Panik, die Gestalt des Mörders verwischte vor ihren Augen, dafür jedoch trat die Messerklinge übergroß hervor.

Sie starrte wie hypnotisiert auf diese Klinge und merkte kaum, daß sie mit dem Rücken gegen eine Figur stieß, die ihren weiteren Gang stoppte.

Nur die Klinge schaute sie an.

Von ihr tropfte noch Blut, und sie kam ihr dreimal so groß vor wie normal.

Halifax hielt seinen mörderischen Regenschirm wie einen Degen in der Hand.

Näher und näher kam das gefährliche Instrument dem angststarren Mädchen.

Dann befand es sich dicht vor ihrer Kehle.

»Und nun bist du dran!« flüsterte Halifax.

Im gleichen Augenblick brachen in dem Zelt einige Wände mit großem Getöse zusammen…

***

Bei mir sah es übel aus. Und nicht nur übel allein, mir erging es verflucht dreckig. Erst jetzt merkte ich, wie schwer der Kerl war, der auf dem Brett hockte und mich durch sein Gewicht einklemmte. Zum erstenmal auch sah ich sein Gesicht voll aus der Nähe, und es war eine wilde Physiognomie.

Eine normale Haut konnte ich nicht erkennen. Seine sah wirklich wie altes Leder aus, das man mit irgendeinem Fett eingerieben hatte, um es vor dem Brechen zu bewahren. Trotzdem hatten sich die Falten tief in die Haut gegraben, und die Augen erinnerten mich an dunkle Kugeln, die in den Höhlen lagen und dabei hin- und herrollten.

Der Gesichtsausdruck wirkte auf irgendeine Weise wild und entstellt

zugleich, auf jeden Fall sehr fremd und von einer anderen Rasse stammend.
Ja, ich hatte einen Indianer vor mir, einen der Medizinmänner sogar. Er kroch noch weiter vor, denn wenn er zuschlug, wollte er Bewegungsfreiheit haben.
Vor dem verdammten Tomahawk hatte ich Angst. Damit könnte er mir den Schädel spalten, und wenn mir nicht schnell etwas einfiel, war ich verloren.
Flach lag ich auf dem Brett. Zudem drückte das Gewicht meines Gegners nicht nur schwer auf die Brust, sondern auch auf meine Beine.
Es gelang mir nicht, sie anzuziehen.
Hart biß ich die Zähne zusammen und versuchte es. Es kostete mich eine ungeheure Anstrengung, doch der Erfolg war in diesem Falle gleich Null.
Die Beine bekam ich einfach nicht hoch.
Dafür hörte ich sein Stöhnen. Ein widerlicher Geruch, vermischt mit einem ekligen Schmatzen. Er bewegte seinen Mund. Moder strömte mir entgegen, so daß ich fast die Gewißheit bekam, es hier mit einem Untoten zu tun zu haben.
Dieser Grobino war kein Mensch mehr. Er hatte vielleicht mal als Mensch gelebt, heute nicht mehr.
Abermals kämpfte ich. Und diesmal versuchte ich es mit dem Oberkörper. Ich wollte meine Schultern hochwuchten, konnte mich jedoch nicht mit den Händen abstützen. Das Blut rauschte in meinem Schädel, die Adern traten überdeutlich hervor, aber ich packte es.
Die Wand hob sich.
Zwar nur ein Stück, aber es reichte. Grobino kam aus dem Gleichgewicht. Er rollte etwas zur Seite, so daß er nicht mehr dazu kam, sein Beil in meinen Schädel zu schlagen. Ich bekam Luft.
Bevor der Kerl es ein zweites Mal versuchte, mußte ich es geschafft haben.
Da spürte ich auch den Druck in Höhe der linken Seite. Es war der Dolchgriff, der sich in mein Fleisch bohrte. Eine verzweifelte Idee überkam mich. Vielleicht konnte ich mit dem geweihten Silberdolch etwas ausrichten.
Meine Finger fanden den Griff, und es gelang mir, die Waffe aus der Scheide zu ziehen. Jetzt brauchte ich sie nur hochzukanten und durch die Spanplatte zu stoßen.
Er kam wieder.
Abermals wuchtete er sich auf die Platte und stieß dabei ein schauerliches Geräusch aus, das mich an das Heulen eines Wolfshundes erinnerte.
Als er fiel, stand die Klinge bereits senkrecht. Ich sah nicht, was

geschah, aber ich bekam die Reaktion mit. Plötzlich zuckte Grobino zusammen, sein Gesicht verzerrte sich, und er rollte zur Seite.

Das war meine Chance!

Ich hatte noch einmal sämtliche Kräfte gesammelt und wuchtete meinen Körper nun hoch. Es kam mir wie eine Explosion vor, allerdings eine, die Erfolg zeigte.

Der Untote wurde selbst in die Höhe geschleudert, schlenkerte mit den Armen und krachte wieder auf die Wand zurück, die jetzt schräg lag, so daß er ins Rutschen geriet. Zudem war sie auch an einigen Stellen gesplittert.

Ich schleuderte die Wand hoch. Allerdings bekam ich nur einen Teil in die Höhe, zum Glück so weit, daß ich darunter hinwegkommen konnte und die Wand mich nicht einpreßte.

Hinter mir krachte sie wieder zu Boden.

Jetzt stand ich auf der Wand, unter der leider noch immer meine Beretta lag. Die Pistole hatte ich in der mir zur Verfügung stehenden Zeit nicht so rasch finden können.

Ich stand verflucht wacklig. Die Knie zitterten. Sie erinnerten mich an Pudding. Am liebsten hätte ich mich hingelegt und mich ausgeruht, doch das waren Wunschträume.

Noch existierte der Zombie. Seine Mordabsicht hatte er längst nicht vergessen. Er wollte mich töten, danach richtete sich sein Handeln aus.

Meinen Dolch hatte ich festgehalten. Jetzt hätte die Lampe gutgetan, doch die lag auch unter der Wand. Von irgendwoher hörte ich Stimmen, auch die einer Frau, doch ich konnte mich jetzt nicht darum kümmern, sondern mußte mich auf meinen Gegner konzentrieren.

Der Stich mit dem geweihten Silberdolch hatte ihn zwar nicht getötet, aber dennoch verletzt. Ich erkannte an seinem Bein eine breite, klaffende Wunde, aus der allerdings kein Blut mehr floß. Sie sonderte auch keine Flüssigkeit ab, so daß in mir der Verdacht hochstieg, es mit einer Mumie zu tun zu haben.

Grobino knurrte.

Er sah mich, ich sah ihn. Wir beide waren Feinde, unversöhnliche Todfeinde, und jeder wollte den anderen vernichten.

Langsam gingen wir aufeinander zu.

Grobino humpelte etwas, doch dann reckte er sich und schritt wieder normal.

Den Tomahawk hielt er in der rechten Hand. So alt dieses Monster auch sein mochte, seine Waffe hatte es gepflegt, die war wie neu. Und er verstand es, damit umzugehen.

Die Platte bewegte sich und knirschte unter seinen schweren Tritten. Er schwankte etwas, aber ich ließ mich nicht täuschen. Dieses Wesen war höllisch gefährlich.

Ich blieb stehen.
Rechts hielt ich meinen Dolch. Dabei hatte ich mich so aufgebaut, daß ich breitbeinig stand und so auf der doch nicht sehr festen Unterlage einen einigermaßen Halt hatte.
So erwartete ich den Untoten…

***

Jetzt ist es aus!
Der Gedanke wurde zu einem Schrei, der im Hirn des Mädchens seinen Widerhall fand. Sie erwartete den Schnitt an der Kehle, den brennenden, alles verzehrenden Schmerz - beides blieb aus.
Sandy hatte in den letzten Sekunden die Augen geschlossen, weil sie das Grauenhafte einfach nicht mit ansehen wollte und auch konnte. Als sie die Augen wieder öffnete, war die Klinge von ihrem Hals verschwunden.
Allerdings nicht der Mann. Der stand nach wie vor vor ihr, nur hatte er sich zur Seite gedreht und schaute in die Richtung, aus der das berstende Geräusch aufgeklungen war.
Etwas war dort umgefallen.
Das begriff auch Sandy trotz ihrer großen Angst. Und sie wuchs in diesen schrecklichen Sekunden über sich selbst hinaus. Sie wußte nicht, wo der Weg nach hinten führte, sie wollte nur raus, alles andere interessierte sie nicht.
Mit dem Mute der Verzweiflung warf sie sich nach vorn. Dabei streckte sie die Arme aus und hieb ihre Hände gegen den noch immer am Fleck stehenden Peter Halifax.
Der wurde durch diese Aktion völlig überrascht. Er verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Dabei rutschte ihm der Zylinder vom Kopf, tickte mit der Krempe noch auf seine Schulter und rollte zu Boden, wo er liegenblieb.
An und für sich war es eine etwas lächerliche Szene, aber Sandy konnte nicht mehr lachen. Sie sprang über den Mann hinweg, der nach ihr griff, wobei Sandy zu schnell war und er ins Leere faßte.
Dann war das Mädchen vorbei.
Doch Sandy gab nicht acht. Sie steckte zu sehr in ihrer Panik. Voll lief sie gegen eine der Statuen. Das schien eine Signalwirkung gehabt zu haben, denn die Statue streckte die Arme aus, um das Mädchen zu umfassen. Sandy wußte selbst nicht, wie sie es schaffte, den zupackenden Händen zu entgehen. Auf jeden Fall drehte sie sich herum und entglitt den Greifern.
Sandy floh.
Doch auch Halifax hatte sich wieder erholt. Er stand bereits auf den Beinen, hatte seinen Zylinder wieder vom Boden hochgehoben und aufgesetzt.

Sandy war wie ein Schatten.

Halifax aber lachte. »Ich kriege dich doch, du kleines Biest, und dann bist du verloren. Mein Messer wartet.«

Er startete.

Sandy war in ihrer Panik nicht in Richtung Ausgang gelaufen, sondern hatte sich nach rechts gewandt und war so in einen Gang gelangt, wo zahlreiche Ausstellungsstücke standen. Sie passierte große Vasen und Vitrinen und merkte nicht, daß sie sich selbst eine Falle gestellt hatte.

Sandy rannte in eine Sackgasse hinein.

Erst als sie aus dem vollen Lauf gegen die abtrennende Wand schlug, wurde ihr dies drastisch bewußt.

Plötzlich zuckte der Schmerz durch ihren Kopf. Sie riß die Augen auf und sah vor sich die dunkle Fläche, die sich so rauh anfühlte, als ihre Hände darüberstreiften.

Sandy warf sich herum.

Da kam er schon.

Und er lachte.

Peter Halifax, dieser wahnsinnige Teufel, tauchte am Ende des Ganges auf. Seinen Stockschirm hielt er in der rechten Hand. Wieder wurde das Girl an einen Degen erinnert, denn die Spitze wies genau auf ihre Brust.

»Dich durchbohre ich!« kreischte er und lachte dabei satanisch auf.

Wieder kam die Angst. Doch dazwischen mischte sich auch eine Überlegung. Wenn Sandy hier stand und nichts tat, würde er sie ermorden. Sie mußte sich wehren.

Wieso Sandy dazu kam, eine der Vasen hochzustemmen, wußte sie auch nicht. Ihr Gehirn hatte wohl reflexartig geschaltet. Auf jeden Fall hielt sie die Vase fest und schleuderte sie in dem Augenblick auf den anstürmenden Halifax zu, als dieser nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war.

Ausweichen konnte er nicht mehr. Er riß nur noch eine Hand hoch, und so krachte die Vase nicht voll in sein Gesicht, sondern gegen den schützenden Arm.

Sie zerbrach.

Auf einmal war der Mann eingehüllt in eine Anzahl von Scherben und Splittern. Die Wucht des Aufpralls riß ihn nach hinten. Wieder flog der Zylinder von seinem Kopf, und der Kerl selbst stieß ein wütendes Knurren aus.

Doch er war nicht geschlagen.

Sandy Field stand stocksteif da und schaute zu, wie er in seiner gebückten Haltung blieb. Er mußte Schmerzen verspüren, denn er preßte die freie Hand gegen sein Gesicht. Als er den Kopf hob, da sah Sandy auch das Blut, das aus mehreren Wunden sickerte.

Aber er war noch nicht erledigt, sondern nur angeschlagen. Und angeschlagene Raubtiere sind meist gefährlicher als normale.

»Ich kriege dich!« flüsterte er, »verdammt, ich kriege dich.« Dabei hob er seinen gefährlichen Stock und wollte näher an das Mädchen herankommen.

Die zweite Vase stand ganz in ihrer Nähe, nur auf der anderen Gangseite.

Sandy packte sie, hob sie über ihren Kopf und schmetterte sie nach unten. Gleichzeitig lief sie ihrem Feind entgegen.

Halifax wich aus. Doch er schaffte es nicht mehr, sich völlig in Deckung zu werfen. Die Vase zerbrach zwar nicht auf seinem Kopf, der von schlohweißen Haaren umrahmt war, dafür jedoch auf seiner linken Schulter.

Das Splittern war für Sandys Ohren die reinste Musik. Und sie wollte aufjubeln vor Freude, als sie sah, daß ihr Peiniger und der Mörder ihres Freundes zusammenbrach.

Plötzlich lag er am Boden.

Da kam es über Sandy. »Du Tier!« schrie sie und trat mit dem rechten Fuß zu.

Sie traf Halifax sehr hart. Auf einmal stürzte Blut aus seiner Nase, und auch die Lippen platzten auf.

Sandy erschrak.

Mein Gott, was habe ich getan!

Plötzlich hatte sie wieder Angst, wich zurück, und erst jetzt kam ihr der Gedanke, an dem am Boden liegenden Mann vorbeizurennen.

Flieh doch!

Sandy rannte. Mit zwei Sprüngen war sie an dem Mann vorbei, setzte zum dritten an, und das Bein befand sich schon in der Luft, als Halifax reagierte.

Sandy spürte, daß sich etwas um ihr Gelenk legte. Es war die Schirmkrücke.

Dann ein Ruck.

Sandy schrie, als sie fiel und mit einem dumpfen Laut zu Boden krachte.

Sie schlug mit dem Kinn auf. Blitze tanzten kaskadenartig vor ihren Augen, sekundenlang verlor sie die Übersicht, und die Zeit nutzte Halifax aus.

Er warf sich auf den Rücken des Mädchens, und Sandy spürte die kalte Klinge in ihrem Nacken.

»Nein!« flüsterte Halifax, »dich töte ich noch nicht. Du gehörst Mugur ganz allein…«

***

Er kam wie eine Rakete. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß dieser

Untote so schnell sein würde und riß im letzten Augenblick mein Bein hoch, so daß die Fußspitze seinen Waffenarm traf.

Er wurde hochgeschleudert, aber das Wesen ließ den verdammten Tomahawk nicht fallen.

Ich stach mit dem Dolch zu.

Es war eine wilde, unkontrollierte Bewegung. Die Klinge fehlte. Zwischen Arm und Körper wischte sie hindurch.

Dann mußte ich zurück, denn Grobino griff wieder an. Auch nicht langsamer. Sein rechter Arm sauste von oben nach unten, die Schneide zielte auf meinen Kopf.

Ich ging in den Schlag hinein. Mit dem geweihten Silberdolch und mit beiden Händen.

Diesmal traf ich ihn, und er zuckte auch zurück. Mir aber hätte die Schneide fast noch ein Ohr abrasiert, zum Glück wischte sie daran vorbei.

Grobino schüttelte sich. Jetzt besaß er zwei Verletzungen, doch beide warfen ihn nicht um. Dieser Zombie schien wirklich unverwüstlich zu sein.

Womit sollte ich ihn killen?

Die Gemme!

Rasch nahm ich sie in die Hand. Bevor er einen erneuten Angriff starten konnte, war ich bei ihm und preßte ihm die Gemme gegen das Gesicht.

Rasch sprang ich wieder zurück, denn ich wollte nicht von der Schneide erwischt werden.

Grobino schüttelte den Kopf.

Mehr geschah nicht.

Dafür griff er wieder an.

Diesmal wich ich schneller aus, bekam eine Kante der auf dem Boden liegenden Wand zu packen und wuchtete sie hoch.

Damit hatte Grobino nicht gerechnet. Vor ihm bildete sich eine schiefe Ebene, und er befand sich noch in Bewegung. Auf einmal wurde sein Vorwärtsdrang gestoppt. Er kam die Schräge, nicht hinauf, vollführte eine halbe Drehung und stolperte zurück.

Das gab mir Zeit, mich um den untoten Medizinmann zu kümmern. Ich ließ die Wand fallen und jagte auf ihn zu.

Er war durch den Knall, mit dem die Wand auf den Boden prallte, aufgeschreckt worden. Mit fletschendem Gebiß und aus starren Augen sah er mich an.

Die Gemme hatte nichts genutzt, das Messer auch nicht. Vielleicht das Kreuz?

Ich holte es hervor.

Im Dämmer des Raumes schimmerte es als heller Fleck. Grobino sah es genau. Ein normaler Dämon, einer, der keiner fremdartigen

Mythologie entstammte, wäre zumindest schon beim Anblick zusammengezuckt.
Der Medizinmann schaute nur verwundert.
Damit konnte ich ihn nicht reizen.
Ich steckte das Kreuz wieder ein, bevor es für mich hinderlich wurde.
Jetzt hätte ich gern Desteros Schwert gehabt. Damit wären meine Chancen gestiegen. Aber wer schleppt schon ein Schwert mit, wenn er mit seiner Freundin ins Weekend fährt? Vielleicht hatten das die alten Ritter gemacht, ich war keiner.
Wir belauerten uns.
Grobino schien bemerkt zu haben, daß auch ich ein gefährlicher Gegner war, denn er griff nicht mehr ungestüm an.
Eins war sicher. Wenn es jetzt zu einem Kampf kam, dann würde er bis zur Entscheidung geführt.
Nur - mit welchen Waffen sollte ich ihn besiegen?
Es war ruhig geworden. Nur mein keuchender Atem störte mich etwas.
Ein Zeichen, daß der zurückliegende Kampf schwer an meiner Kondition gezehrt hatte.
Ich hörte auch Stimmen.
Die eines Mannes, und die einer Frau oder eines Mädchens, so genau war das nicht zu unterscheiden.
Doch die Männerstimme kam mir bekannt vor. Sie gehörte dem Besitzer, Peter Halifax. Demnach befand er sich auch in seinem makabren Museum. Und das Mädchen oder die Frau schien bestimmt nicht freiwillig hier zu sein.
Ich wollte ein Ende bereiten und lockte Grobino. »Los, komm her, du Bestie. Komm zu mir! Oder traust du dich nicht?«
Er schüttelte den Kopf. Die nackten Arme sahen irgendwie grau aus. Als wären sie aus Stein. Das Gesicht hatte sich nicht verändert. Nach wie vor erinnerte mich es an Leder.
Ich warf den Dolch von der rechten in die linke Handfläche. Dumme Spielereien, Normalerweise ja, ich jedoch wollte durch diese Aktionen meinen Gegner zu einem Angriff verleiten.
Er kam auch.
Ich wich zurück.
Diesmal blieb ich jedoch nicht auf der Wand, sondern lief schräg nach hinten, wo ich in die abgeteilten Ausstellungsräume gelangte. Da standen Masken, ich sah Speere und Lanzen. Auch Tomahawks.
Eins davon schnappte ich mir.
Der Zombie vor mir lachte gurgelnd. Ich zielte kurz, hob den rechten Arm und schleuderte die Waffe.
Sie drehte sich ein paarmal in der Luft und traf auch die Brust des untoten Medizinmannes. Allerdings nicht mit der Klinge, sondern mit

dem Stiel.
No, Freunde, das war nichts.
Dafür holte ich mir als nächstes einen Speer. Damit konnte ich besser umgehen.
Ich mußte mich beeilen, denn Grobino war mir unangenehm nahe kommen. Seine Gestalt wuchs als gewaltiger Schatten vor mir in die Höhe.
Ich schleuderte den Speer aus der Drehung.
Diesmal traf ich besser.
Die Spitze drang durch die Schulter des Medizinmannes und trat an der anderen Seite wieder hervor.
Hatte ich es geschafft?
Nein, Grobino wurde nur wütend, mehr geschah nichts. Er kümmerte sich überhaupt nicht um den in seiner Schulter steckenden Speer, sondern schritt weiter auf mich zu.
Breitbeinig, roboterhaft, wie eine nicht zu stoppende Maschine. Der letzte Vergleich war am besten, denn ich wußte wirklich nicht, wie ich den Untoten stoppen sollte.
Wieder wich ich ein Stück zurück. Diesmal jedoch folgte er mir schneller.
Damit rechnete ich gar nicht und wurde überrascht, als er plötzlich den rechten Arm hochriß.
Er schleuderte den Tomahawk.
Es war wirklich eine blitzschnelle Bewegung. Er warf die gefährliche Waffe von oben nach unten. Sie sollte eine schräge Linie bilden und mir den Schädel zerschmettern.
Irgendwie packte ich es. Vielleicht war es das Leuchten in den Augen des Mannes, das mich reagieren ließ. Auf jeden Fall huschte ich zur Seite und entkam der tödlichen Klinge des Tomahawks. Mit ungeheurer Wucht hämmerte die Waffe in die auf der Erde liegenden Holzbohlen.
Ein Splitter blieb etwa einen halben Yard vor meinen Füßen stecken.
Grobino schnaufte auf. Jedenfalls hörte sich das Geräusch wie ein Schnaufen an. Er mußte wohl furchtbar wütend darüber sein, daß er die Klinge verloren hatte.
Jetzt wollte er sie wiederholen.
Mit einem gewaltigen Hechtsprung warf er sich auf seine Waffe zu. Im Sprung streckte er die Arme aus, doch da kam er bei mir gerade an den richtigen.
Ich empfing ihn mit einem Fußtritt.
Er traf ihn zwischen Hals und Hüfte. Grobino wurde zurückgeschleudert und krachte auf die Bohlen.
Zwei Sekunden später hielt ich sein Tomahawk in der Hand. Eine verzweifelte Idee durchzuckte meinen Kopf. Wenn all meine Waffen

nichts genutzt hatten, dann wollte ich es eben mit seiner eigenen versuchen. Mit dem Tomahawk.

Ich holte aus und wartete noch, bis Grobino halb hoch war.

Dann warf ich das Beil.

Einmal hatte ich üben können und nicht richtig getroffen. Doch jetzt mußte es sein.

Vielleicht hatte ich Glück.

Ich sah kaum, wie die Waffe durch die Luft wischte. Dafür hörte ich den Aufprall.

Dumpf erreichte er meine Ohren.

Grobino, der untote Medizinmann, kippte zurück. Ich hörte sein Röcheln, er fiel auf den Rücken, und ich sah die Waffe.

Der Tomahawk steckte in seiner Brust!

Diesmal hatte ich es geschafft, atmete tief aus und ging auf Grobino zu.

Er war noch nicht erledigt, aber sein unseliges Dasein ging seinem Ende zu. Er versuchte noch, seine Arme hochzubekommen, um die Waffe aus seinem Körper zu ziehen.

Es gelang ihm nicht mehr.

Auf halbem Wege verließen ihn die Kräfte. Seine Finger erreichten nicht einmal den Griff. Sie rutschten ab, und die Arme fielen schwer zu Boden.

Grobino starb.

Er starb genau den Tod, den zahlreiche Horror-Wesen und Dämonen vor ihm gegangen waren.

Grobino löste sich auf.

Sein Körper, nur durch eine böse Kraft gehalten, wurde langsam aber sicher zu Staub. Vor meinen Augen zerfiel er. Was zurückblieb, war nichts als hellgraue Asche.

Ich hatte gesiegt.

Ein paarmal holte ich tief Luft. Dieser letzte Kampf hatte mich verdammt angestrengt, doch es war nur ein Teilsieg gewesen. Noch existierte der Initiator des Ganzen, dieser seltsam angezogene Peter Halifax. Und ihn mußte ich fassen. Zudem befand er sich ganz in meiner Nähe, denn ich hatte seine Stimme gehört.

Bevor ich mich auf die Suche nach ihm begab, wollte ich meine Beretta wiederholen und auch die Lampe. So ungefähr wußte ich, wo ich gelegen hatte.

Abermals wuchtete ich einen Teil der Spanplattenwand hoch, sah meine Bleistiftlampe, die sogar noch brannte und fand dicht daneben liegend die Beretta.

Beide Teile nahm ich an mich.

Nun fühlte ich mich nicht mehr so »nackt«. Damit ich nicht unnötig durch das Zelt irrte, orientierte ich mich kurz, bevor ich weiterging.

Wo hatte ich denn die Stimmen gehört?

Das war weiter hinten gewesen, und von dort vernahm ich auch das Wimmern.

Es war ein Geräusch, das mir durch Mark und Bein schnitt. Ein Mensch befand sich in Lebensgefahr, ich mußte hin und helfen. Dieses Museum war ein verdammtes Labyrinth. Ich ging um einige Ecken und erreichte dann erst einen Weg, der mich in den hinteren Teil des Zeltes brachte.

Mit der kleinen Lampe leuchtete ich den Boden ab.

Wie vor eine Wand gelaufen blieb ich stehen, denn der dünne Schein war auf eine Gestalt gefallen, die am Boden lag. Ich ging näher heran und schaute in ein noch junges Gesicht, das die Blässe des Todes zeigte.

Hart mußte ich schlucken.

Man hatte diesen jungen Menschen auf die gleiche Art und Weise umgebracht wie die beiden Toten, die wir im Wald in der Mulde gefunden hatten.

Dieser Peter Halifax mußte ein wahrer Teufel sein!

Auf einem Sockel sah ich die Schale, die Halifax ausgegraben hatte. Ich öffnete den Deckel und schaute auf das dunkle Blut, mit dem die Schale bis zum Rand gefüllt war.

Dabei achtete ich jedoch nicht auf die um mich herumstehenden Figuren. Warum auch, sie waren aus Stein.

Erst als ich das Knirschen hörte, schaute ich auf und merkte, daß sich auch Steinfiguren bewegen konnten…

***

Die Depression überfiel das Mädchen schlagartig.

Sandy blieb auf dem Boden liegen und rührte sich nicht. Die kalte Klinge berührte noch immer ihren Nacken, sie war eine tödliche Warnung und befahl dem Girl nur das zu tun, was dieser Mensch hinter ihr auch wollte.

Sekundenlang geschah nichts. Halifax gab Sandy Zeit, sich mit der veränderten Lage abzufinden. Dann aber sagte er: »Hoch mit dir, mein Täubchen, Mugur wartet nicht gern!«

Der Druck verschwand.

Sandy wollte weinen, doch sie hatte keine Tränen. Sie wollte schreien, aber ihre Kehle schien von einem unsichtbaren Band zugeschnürt zu werden.

Irgendwie kam sie auf die Beine. Sie blieb stehen, schwankend, wie ein Grashalm im Wind. »Umdrehen!«

Sandy kam auch dieser Aufforderung nach. Ihre Blicke fraßen sich sofort an der gefährlichen Messerklinge fest, deren Spitze fast ihre Kehle berührte.

Halifax stand zwei Schritte vor ihr. Den Arm hatte er ausgestreckt, der Mann selbst sah fürchterlich aus. Über sein Gesicht lief Blut. Sandys Attacken hatten ihre Spuren hinterlassen.

»Nur, damit wir uns verstehen«, sagte Halifax flüsternd. »Wenn du eine dumme Bewegung machst, bist du tot!«

»Ja«, hauchte das Girl.

»Und jetzt dreh dich um und geh los. Aber denk daran, ich bleibe mit meinem Messer hinter dir.«

Sandy Field atmete tief aus und gehorchte. Sie wußte, daß sie verspielt hatte. Dieser Teufel würde sie niemals freilassen. Er hatte ihr auch angedeutet, was er mit ihr anstellen wollte.

Das Wort Mugur war gefallen.

Wer war dieser Mugur?

Sandy überlegte trotz ihrer lebensbedrohenden Lage, doch sie kam zu keinem Resultat. Mit Mugur konnte sie wirklich nichts anfangen. War es ein Tier, ein Monster?

Sandy wußte es nicht.

Ihre Knie zitterten, als sie sich in Bewegung setzte. Ihr war übel. Am liebsten hätte sie sich irgendwohin gesetzt und nur geweint.

»Nach links!«

Sandy schlug den schmalen Bogen. Der Mann hinter ihr führte sie in den Hintergrund dieses seltsamen Museums. Sandy erinnerte sich, daß sie hier auch schon gewesen war. Gleich mußten sie dorthin kommen, wo sich auch der Vorhang befand. Bei der ersten Besichtigung wollte Halifax nicht bekanntgeben, was sich hinter dem Vorhang befand.

Würde sie es jetzt erfahren?

Der Vorhang war eine dunklere Fläche im Grau des Zeltes. Er bewegte sich leicht, als würden Hände über ihn streichen. Zwei Schritte vor ihm mußte Sandy stehenbleiben.

»Zieh ihn zurück!«

Das Girl hob beide Arme. Ihre Finger krallten sich in den Stoff und zogen den Vorhang auseinander. Gerade jetzt dachte sie an den Krach, den sie vorhin vernommen hatte. Ob jemand in das Zelt eingedrungen war?

Vielleicht einer der Rocker, der es draußen nicht mehr ausgehalten hatte und nachschauen wollte. Wenn ja, dann konnte er sie unter Umständen befreien.

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, denn Sandy sah nun, welches Geheimnis sich hinter dem sonst geschlossenen Vorhang verbarg.

»Das ist Mugur!« flüsterte Halifax fast andächtig.

Das Mädchen hob den Blick. Dunkelrotes Licht füllte den Raum hinter dem Vorhang aus. Und Mugur wurde von diesem Licht regelrecht gebadet. Sie konnte ihn genau erkennen.

Mugur war eine Steinfigur. Nicht mehr und auch nicht weniger. Aber

sie hatte es in sich.

Feuerrot das Aussehen. Dieses tiefe, flammende Rot schien aus dem Stein zu dringen, der in seiner äußeren Form einem eckigen Träger ähnelte. Allerdings nur im ersten Moment. Wenn man genauer hinschaute, war zu erkennen, daß Mugur eine in Umrissen menschliche Gestalt besaß. Es waren Beine und auch Arme vorhanden. Sogar einen Kopf konnte das Mädchen erkennen.

Dieser Schädel war in den grellsten Farben angemalt, die auch vom roten Licht nicht übertüncht werden konnten. Vor allen Dingen stach das weiße Maul hervor, das Sandy unwillkürlich an den breit geschminkten Mund eines Clowns erinnerte. Die Nase darüber war nur angedeutet, die Augen eigentlich nicht zu sehen. Es gab nur zwei ausgestemmte Höhlen.

Der gesamte Kopf besaß eine viereckige Form, und die Steinfigur selbst maß in der Höhe etwa drei Yards.

Plötzlich verlöschte das Licht.

Halifax mußte es ausgeschaltet haben, denn er lachte leise. »Schau ihn dir genau an, kleines Täubchen«, sagte er, »denn er wird es sein, dem du geopfert wirst.«

Sandy zuckte zusammen.

Ihr Blick blieb starr auf den Stein gerichtet, und da die übrige Umgebung dunkel war, da sah sie, daß die Figur von innen schimmerte oder leuchtete.

Sehr deutlich traten rote Linien hervor. Sie erinnerten Sandy an eine Landkarte, auf der zahlreiche Flüsse eingezeichnet waren. So verliefen auch die Adern in diesem Steinkoloß. Und sie waren nicht starr, sie lebten und pulsierten. Sandy erkannte, daß sie mit einer roten Flüssigkeit gefüllt waren, die in einem immerwährenden Kreislauf in Bewegung blieb.

Ein schrecklicher Verdacht stieg in dem Mädchen hoch. Ein Verdacht, den sie gleich darauf bestätigt bekam.

»Siehst du es?« hechelte Halifax, »siehst du, wie es pulsiert und atmet?«

»Ja.« Die Antwort glich einem Hauch.

»Das ist Blut, mein Täubchen - Menschenblut.« Halifax lachte, und Sandy rann es eiskalt den Rücken hinab.

Diese Figur wurde mit Menschenblut gefüttert. Welch ein unfaßbares Grauen, das man ihr hier zeigte.

»Auch dein Blut wird Mugur bald trinken, denn er soll stark werden. Sehr groß und stark. Vor zwei Tagen hat er das letzte Blut bekommen. Da war er frei, da lief er auf die Straße, und zwei Männer, die mit ihrem Wagen vorbeikamen, waren die Opfer. Willst du wissen, woher ich ihn habe, woher er stammt?«

Sandy nickte. Trotz ihrer Angst dachte sie an den Zeitgewinn, den sie

bekam, wenn der andere redete.

»Er lag in einem finsteren Canyon begraben. Die Indianer sprachen nur voller Ehrfurcht von Mugur, denn sie selbst hatten Angst vor ihm und seinem Fluch. Er hatte bereits ihre Vorfahren in Angst und Schrecken versetzt, und es gab zahlreiche Stämme, die ihm huldigten. Auch Medizinmänner holten sich bei ihm Rat. Da war Grobino, der immer zu ihm ging, die Opfer brachte und als Dank tief in die Geheimnisse der schrecklichen Magie eingeweiht wurde. Eines Tages jedoch brach der Canyon zusammen. Es war zu einer Naturkatastrophe gekommen. Grobino war gerade bei ihm, so wurden er und Mugur begraben. Aber sie waren nicht tot. Sie existierten weiter, zwar unter Tonnen von Gestein verschwunden, doch ihr Geist erfüllte nach wie vor das Denken des Stammes, Dann kamen die großen Kriege. Auch der Stamm in den Bergen blieb nicht verschont. Das Volk wurde ausgerottet. Die, die überlebten, wußten von Mugur. Und sie erzählten seine Geschichte weiter. Mugur blieb in aller Munde. Als ich in die Staaten kam und auf Überreste des Stammes traf, hörte ich auch von ihm und war fasziniert. Ein alter Mann brachte mich dorthin, wo Mugur und Grobino begraben lagen. Ich wollte sie erwecken, besorgte mir Sprengstoff und schaffte es auch. Die Tonnen von Gestein wurden hochgeschleudert. Grobino und Mugur kamen frei, ich war der Sieger, und ich merkte, daß sie nicht tot waren. Aber ich wollte sie nach England schaffen, deshalb sorgte ich dafür, daß meine wissenschaftliche Arbeit anerkannt wurde, so daß man mir gestattete, eine Wanderausstellung durch Europa zu machen. In England habe ich angefangen, und ich werde weitergehen. Nach Frankreich, nach Deutschland, nach Italien. Mugurs Spuren kann man nicht mehr löschen. Überall bekommt er Blut, damit er stärker und stärker wird. Wenn ich die Ausstellung beende, wird Mugur seine alte Kraft erreicht haben.«

»Sie sind eine Bestie«, flüsterte das Mädchen.

Halifax lachte. Er ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Was willst du eigentlich. Du kannst stolz darauf sein, Mugur dein Blut opfern zu können.«

»Ich will es aber nicht.«

»Das ist mir egal. Einen Weg zurück gibt es nicht mehr. Auch das Blut deines Freundes wird Mugur gehören. Da, schau ihn doch an, sieh seine Adern. Dann kannst du erkennen, wo und wie das Blut fließt. Er ist zwar aus Stein, aber er lebt, mein Täubchen. Mugur existiert und wird weiterleben.«

Die Worte hatten das Mädchen hart getroffen. Es senkte den Kopf und schluckte. Der Anblick dieses lebenden Steinmonsters war für sie das nackte Grauen.

Dann spürte sie wieder die kalte Klinge in ihrem Nacken. Und sie

vernahm Halifax Stimme. »Nichts, aber auch gar nichts kann mich daran hindern, dich zu töten, mein Täubchen. Dabei weiß ich nicht einmal deinen Namen, aber das spielt keine Rolle. Hauptsache, du hast Blut. Blut ist wichtig.«

»Ich heiße Sandy.«

»Ein hübscher Name. Ich hatte mal eine Freundin, die hieß Sandy.«

»Haben Sie die auch…?«

»Natürlich!«

»O Gott!« stöhnte das Girl. Dieser Kerl hinter ihr war verrückt, wahnsinnig und gleichzeitig ein Teufel.

»So«, sagte er. »Mugur hat lange genug gewartet. Ich will ihn nicht enttäuschen…«

***

Steinfiguren, die sich bewegten, die mir ans Leben wollten!

Nicht zum erstenmal war ich damit konfrontiert worden, deshalb war mein Schreck auch nicht so groß.

Links von mir befand sich eine Figur, die ein Schwert in der Hand hielt.

Soeben fuhr der Arm nach unten, ich sprang zur Seite, und die Waffe verfehlte mich.

Allerdings war ich zu weit gesprungen, so daß ich mich zu nahe an einer anderen Figur befand.

Und die schlug mir ihre Pranke auf die Schulter.

Es war ein Hieb, der mich in die Knie zwang. Ich verzog das Gesicht, schielte nach links und sah Finger, die sich krümmten und langsam zudrücken wollten.

Dagegen hatte ich etwas. Mit einer blitzschnellen Bewegung rutschte ich aus dem Griff, rollte über den Boden und kam zwischen zwei Sockeln zu liegen.

Hier hatte ich erst einmal Ruhe.

Die Figuren bewegten sich sehr langsam. Ich konnte ihnen ohne große Mühe ausweichen. Normalerweise hätte ich versucht, sie zu zerstören, aber da war das Wimmern, das ich gehört hatte, und mir war klar, daß sich jemand in großer Gefahr befand.

Ich mußte hier weg.

Die steinernen Monster stellten für mich sowieso ein Rätsel dar, denn sie sahen kaum aus, als wären sie einer indianischen Mythologie entsprungen. Die erinnerten mich eher an griechische Götterstatuen. Es war auch egal, vielleicht konnte mir Halifax eine Antwort geben.

Ich kam wieder auf die Füße. Diese Steinmonster lagen jetzt hinter mir.

Frei war der Weg nach vorn.

Aber auch düster. Deshalb schaltete ich wiederum die Lampe ein und

stellte mit Bedauern fest, daß die Batterie sich langsam aber sicher verbrauchte. Lange würde sie es nicht mehr machen.

Hoffentlich hatte ich Peter Halifax bis dann gefunden.

Ich vernahm seine Stimme. Irgendwo vor mir in der Dunkelheit mußte er sich aufhalten und sprechen.

So schnell es ging, lief ich den Weg weiter. Links vor mir befand sich die Zeltwand, und dann traf der Lichtschein meiner Bleistiftleuchte auf ein Hindernis.

Eine Mauer?

Nein, keine Mauer und auch keine Wand, sondern ein dunkler Vorhang, der Falten warf.

Dahinter mußte sich Halifax befinden.

Auf Zehenspitzen näherte ich mich dem Hindernis und versuchte, einen Blick durch irgendeinen Spalt zu werfen.

Den gab es nicht. Wollte ich etwas sehen, mußte ich den Vorhang schon zur Seite ziehen.

Das paßte mir nicht.

Als ich noch überlegte, was zu unternehmen wäre, hörte ich die Stimme des Peter Halifax: »So, Mugur hat lange genug gewartet. Ich will ihn nicht enttäuschen.«

Da packte ich zu und riß den Vorhang auf!

***

Das Mädchen kannte ich nicht. Aber ihn.

Halifax stand hinter der Kleinen, hielt seinen Stockschirm in der Hand, und ich sah auch die Klinge, die sich dicht hinter dem Hals des Girls befand.

Plötzlich wußte ich, wie die beiden Männer im Wald ums Leben gekommen waren. Und auch der Junge war auf die gleiche Art und Weise gestorben.

Ich wollte schießen, doch Halifax wandte den Kopf. Er hatte die Bewegung des Vorhangs wahrgenommen, jetzt sah er mich, und eine Augen wurden groß.

Ich schoß nicht, sondern überwand die uns trennende Distanz mit einem Sprung.

Hart warf ich mich gegen ihn.

Peter Halifax wurde zur Seite katapultiert und verlor seinen Zylinder. Und diese Bestie stieß tatsächlich noch zu. Zum Glück jedoch befand er sich bereits in Bewegung, deshalb verfehlte die Klinge den Hals des jungen Mädchens. Sie fetzte nur an der Schulter die Jacke auf.

Halifax prallte zu Boden. Ein wütender Schrei drang aus seinem Mund, während sich Sandy rasch in Sicherheit brachte und durch den Vorhang schlüpfte. Ich sah jedoch ihr Gesicht zwischen dem klaffenden Spalt, sie beobachtete den Kampf.

Ich steckte die Beretta weg und ließ auch meine Bleistiftlampe verschwinden. Für diesen Mann brauchte ich die Waffe nicht. Ihn wollte ich lebend. In der Zelle sollte er für den Rest des Lebens über seine Untaten nachdenken.

Er hockte auf dem Boden und stierte mich an. Der Griff seines gefährlichen Stockschirms hielt er wie im Krampf umklammert.

»Komm hoch!« forderte ich ihn auf.

»Bulle!« knirschte er. »Verdammter Bulle. Wie hast du es geschafft, hierherzukommen?«

»Dein Medizinmann konnte mich nicht aufhalten. Er ist vernichtet worden!«

»Du Schwein, du!«

Ich lächelte kalt und provozierend. »Für Sie werden wir eine Zelle bereithalten. Da können Sie über die Morde nachdenken!«

Er lachte schrill. Sein mit Blut beschmiertes Gesicht verzerrte sich dabei zu einer schrecklichen Grimasse. Er bot wirklich ein schaurigeres Bild als mancher Dämon.

»Mugur wird dich vernichten!« schrie er mir ins Gesicht. »Er wird auch dein Blut trinken, denn er ist unsterblich! Mich kannst du töten, ihn nicht!«

»Ich werde Sie nicht töten. Ich habe Ihnen doch gesagt, was ich mit Ihnen vorhabe!«

»Keine Zelle wird mich von innen sehen!«

»Das bleibt abzuwarten!«

Er gab mir keine Antwort mehr, sondern sprang hoch. Es war eine schnelle gleitende Bewegung. Er brauchte kaum seine Arme dazu, um auf die Beine zu kommen, und sofort fuhr die gefährliche Messerklinge auf meine Brust zu.

Ich drehte mich zur Seite.

Augenblicklich zog Halifax den tödlichen Schirm wieder zurück. Er grinste verzerrt. »Dich kriege ich noch«, versprach er mir und begann, mich zu umkreisen.

Ich war auf der Hut, denn diese wirklich außergewöhnliche Waffe beherrschte er fast perfekt. Er ging damit um, wie ein Fechter mit seinem Degen, hielt sie locker und leicht in der rechten Hand, fingierte geschickt und stieß dann, wenn er glaubte, eine Lücke erkannt zu haben, vor.

Immer wieder drehte ich ab.

Seine Attacken wurden heftiger, schneller und auch gefährlicher. Einmal erwischte er mich. Da schlitzte die Klinge meinen Jackenärmel auf. An diesem Schnitt konnte ich ermessen, wie scharf die Klinge war.

Er lachte wild.

Zwischendurch warf ich einen Blick auf Mugur. Die gewaltige

Steinfigur, das Erbe einer indianischen Mythologie, stand nach wie vor auf ihrem Platz und rührte sich nicht. Das Blut floß durch die Adern und ließ hinter dem durchsichtigen Stein ein rotes relief artiges Feld erkennen.

Abermals sprang ich zur Seite. Halifax glaubte, seine Chance gesehen zu haben, weil ich nicht sehr auf ihn achtete, doch das war eine Täuschung. Aus den Augenwinkeln hatte ich ihn voll unter Kontrolle gehalten.

Die Spitze klirrte gegen Mugur. Sie war mit sehr großer Wucht dagegengeprallt, rutschte ab, und ich konnte erkennen, wie sie sich verbog.

Damit hatte Halifax nicht gerechnet. Er geriet leicht aus dem Gleichgewicht und war nicht mehr so konzentriert.

Diese Chance nutzte ich aus.

Wie der zuschlagende Rachen einer Klapperschlange, so schnell zuckten meine Hände vor. Ehe sich mein Gegner versah, hatte ich alle zehn Finger dicht oberhalb der Klinge um den Schirm geschlossen. Ein blitzschnelles Ziehen, ein Ruck, und ich hatte den Schirm.

Aber nicht nur ihn.

Auch Halifax flog mir buchstäblich in die Arme, denn er hatte den Griff nicht loslassen wollen. Plötzlich tauchte er dicht vor mir auf, sein Gesicht verzerrte sich. Als bestünde der Griff aus glühendem Eisen, so hastig ließ er los.

Ich lächelte hart.

Plötzlich leuchtete Panik in seinen Augen. Ehe ich mich versah, warf er sich auf dem Absatz herum. Er floh, lief auf den Vorhangspalt zu und vergaß Mugur und seine Arbeit völlig.

Ich hätte ihm den Schirm in den Rücken werfen können, aber das wollte ich nicht. Halifax konnte rennen wie er wollte, ich war immer schneller.

Er kam nicht weit.

Kaum hatte er den Vorhang aufgerissen, als ich einen Schrei hörte und einen klatschenden Schlag.

Halifax taumelte zurück. Er hielt sich sein Gesicht und stöhnte vor Schmerzen.

Das Mädchen folgte ihm. »Mörder!« schrie Sandy. »Du verdammter Mörder!« Sie war zu einer Furie geworden und hielt einen Schuh in der rechten Hand. Damit hatte sie zugeschlagen und genau getroffen. »Ich bringe dich um!« kreischte sie. »Ich töte dich!«

Das Mädchen befand sich in einem Rausch. Irgendwie verständlich, wahrscheinlich hatte sie mit ansehen müssen, wie ihr Freund, der junge Mann, gestorben war.

Und doch konnte ich es nicht zulassen. Bevor sie abermals zuschlagen konnte, hielt ich ihren Arm fest.

Sie fuhr herum. Blitze schienen aus ihren Augen zu schießen, so schaute sie mich an.

»Nein!« sagte ich hart.

Sie öffnete den Mund, wollte sprechen, dann jedoch nickte sie, ließ den Schuh fallen und weinte.

Es war gut so.

Ich wandte mich ab. Gekrümmt stand Halifax da. Seine Arme waren nach unten gesunken, so daß ich ihm voll ins Gesicht schauen konnte.

Sein linkes Auge schwoll langsam an.

»Glauben Sie jetzt noch, daß ich es nicht mehr schaffe?«

»Sie werden dich vernichten«, flüsterte er.

»Wer?«

»Die Steinmonster.«

Ich lachte. »Die sind harmlos. Viel zu langsam. Nein, Halifax, es ist vorbei.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe sie aus einem Museum gestohlen. Denn ich wollte eine Verbindung zwischen Mugur und ihnen schaffen. Es ist mir gelungen, und sie werden mich nicht enttäuschen. Mugur und sie werden meine Pläne vollenden.«

Ich hatte genug gehört. Erst einmal vollendete ich meinen Job. Dazu nahm ich den Regenschirm. Zum erstenmal in seinem Leben machte Peter Halifax wohl mit der Krücke unliebsame Bekanntschaft. Ich schlug damit gegen seine Stirn.

Der Mörder verdrehte die Augen, sackte ineinander und blieb liegen. Ihn hatte ich geschafft.

Blieb nur noch Mugur.

Genau schaute ich mir die Figur an. Dann zog ich die Pistole und feuerte eine Silberkugel gegen sie ab. Wirkungslos. Die Kugel sirrte nur als Querschläger davon.

So bekam ich Mugur nicht klein. Ich mußte es auf eine andere Art und Weise versuchen. Aber später. Zuerst einmal wollte ich Sandy von dem Ort des Schreckens hier wegschaffen.

Ich lud mir den Bewußtlosen auf die Schulter und nahm Sandy an der Hand.

Unangefochten verließen wir das Zelt, um draußen die frische Nachtluft einzuatmen.

Peter. Halifax bekam Handschellen verpaßt. Als menschliches Paket legte ich ihn auf dem Rücksitz meines Wagens.

Auf der Fahrt zur Polizei erzählte mir Sandy Field, wie alles gekommen war.

Für das Mädchen war ein Alptraum Wirklichkeit geworden. Ich drückte ihr beide Daumen, daß sie je wieder darüber hinwegkam.

***

Eine Dreiviertel Stunde später befand ich mich wieder auf dem Weg zum Zelt.

Ich hatte mit den zuständigen Leuten geredet. Die Mordkommission war längst eingetroffen. Man hatte sich meinen knappen Bericht angehört und vor allen Dingen Halifax in eine Zelle gesteckt. Der Mörder war noch immer bewußtlos.

Um Sandy kümmerten sich ihre Eltern. Sie wollten Ernie Taggarts Eltern den Tod ihres Sohnes so schonend wie möglich beibringen. Mit den Rockern aber würde noch später abgerechnet. Sie waren in diesen Augenblicken nur Randfiguren.

Mich interessierte Mugur. Noch existierte er. Lange hatte ich überlegt, wie ich ihn vernichten konnte, bis mir die Sprengstoff-Idee kam. Er war durch Sprengstoff erweckt worden, nun sollte er durch Sprengstoff sterben.

Der Polizei von Gilwich war es tatsächlich gelungen, Dynamitstangen aufzutreiben. Und diese hochbrisante Ladung lag nun neben mir. Fünf Stangen, die mußten reichen.

Kaum hatte ich das Dorf verlassen, schienen vor mir auf der Fahrbahn Explosionen stattzufinden. Grelles Licht blendete mich. Dann vernahm ich das Donnern schwerer Maschinen, und im nächsten Augenblick huschten sie wie Schatten am Bentley vorbei.

Es waren die Rocker. Sie mußten sich auf dem Rückweg befinden. Die Geschwindigkeit, mit der sie fuhren, erinnerte mich schon an eine Flucht.

Nur - wovor flohen sie? Vor Mugur vielleicht? Hatte sich das Monster eventuell in Bewegung gesetzt?

Meine Kehle wurde plötzlich eng.

Sollte dies tatsächlich der Fall sein, mußte ich mich noch mehr beeilen.

Ich fuhr schneller.

Insekten tanzten in den breiten Lichtbahnen der Scheinwerfer. Sie waren die einzigen Lebewesen, die ich zu Gesicht bekam.

Dann mußte ich von der Straße ab.

Ich kurbelte am Lenkrad, damit ich den Bentley in die enge Kurve bekam, und die Lichtlanzen wanderten mit. Sie fielen bis auf den Eingang des Zelts, der zerstört war, denn das Monster hatte seine Behausung verlassen.

Ich bremste.

Der Bentley schlingerte auf dem Boden ein Stück weiter und stand.

Hastig stieß ich den Wagenschlag auf, schnappte mir die Dynamitstangen und rannte los.

Während ich lief, nahm ich das Bild auf, das sich meinen Augen bot.

Mugur hatte das Zelt tatsächlich verlassen. Dieses Steinmonster hatte kurzerhand die Plane zerrissen und war getürmt. Nahe dem Eingang

waren nur noch Fetzen vorhanden.

Es wankte auf mich zu.

Plötzlich kam ich mir klein vor, und ich fragte mich, ob ich es überhaupt schaffen konnte.

Es war schwer, die Nerven unter Kontrolle zu halten. Mein Blick war starr auf das Maul Mugurs gerichtet, denn dort hinein wollte ich die Dynamitstangen schleudern.

Gar nicht mal leicht zu treffen. Ich bin wirklich kein Artist oder guter Zielwerfer, zudem mußte das übergroße Steinmonster sehr nahe an mich heran, wobei ich in Gefahr geriet, von ihm zerquetscht zu werden.

Da fiel mir etwas anderes ein. Die Idee setzte ich sofort in die Tat um.

Ich schätzte genau die Geschwindigkeit ab, mit der Mugur sich voranbewegte. Im Geiste zählte ich die Schritte mit, rechnete nach und griff zur ersten Dynamitstange.

Die explosive Ladung wurde von einem Gummiband zusammengehalten. Als ich die Stange in den Händen hielt, steckte ich die anderen in die Jackentasche und holte mein Feuerzeug hervor.

Die Lunte war nicht länger als ein halber Männerarm. Viel Zeit blieb mir nicht, wenn sie brannte.

Mugur stampfte näher. Sehr groß wuchs er vor mir auf, eine schaurige Figur, ein wirkliches Monster, dessen breiter, heller Mund wie von einem Grinsen entstellt wirkte.

Ich schnickte das Feuerzeug an, nahm die erste Dynamitstange und hielt die Lunte an die unruhig flackernde Flamme.

Sofort fing sie Feuer. Funken sprühten, ich hörte das leise Zischen, lief noch zwei Schritte und schleuderte die Dynamitstange etwa drei Yards vor die Füße des herannahenden Monsters.

Dann hetzte ich zur Seite und warf mich auf den Boden, wobei ich beide Arme über meinem Kopf zusammenschlug.

Zuerst geschah nichts.

Ich zählte im Geiste.

23… 24.

Plötzlich hörte ich das Krachen. Es war ein gewaltiges Geräusch, ein Donner, der an meinen Trommelfellen zerrte. Die Druckwelle fuhr über mich hinweg, und ich wagte es, den Kopf zu heben.

Ich schaute auf eine Wolke von Gras, Dreck und Lehm. Das Zeug war hoch in die Luft geschleudert worden und wurde vom Staub verdeckt, der sich nun langsam dem Boden entgegensenkte, so daß mein Blick einigermaßen frei wurde.

Mugur lag auf der Erde.

Ich hatte es tatsächlich geschafft.

Mich hielt auch nichts mehr, und ich rannte auf die Staubwolke zu,

deren Zentrum das steinerne Monster bildete.

Wo die Dynamitstange detoniert war, befand sich ein regelrechter Krater im Boden. Mugur war halb eingesackt, aber das lebende Steinmonster war nicht tot.

Ich sah weiterhin das Blut durch seine Adern fließen und schaute in den offenen Rachen.

Das Feuerzeug hatte ich nicht losgelassen. Rasch nahm ich die beiden nächsten Stangen und zündete die Lunten an. So schnell es ging, schleuderte ich sie in den offen Rachen hinein und machte mich hastig aus dem Staub, bevor mich ein Arm zerschmettern konnte, denn den rechten hatte das Monster bereits erhoben.

Ich rannte wie ein Verrückter. Fast kam ich bis zum Bentley, dann warf ich mich zu Boden.

Keine Sekunde zu früh.

Die Stangen gingen hoch, und mit ihnen explodierte das steinerne Monster.

Die Detonation hörte sich wesentlich dumpfer an, doch die Folgen waren enorm.

Mugur wurde in seine Bestandteile zerrissen. Ein Regen aus Steinen flog hoch in die Luft, vermischt mit dem Blut, das durch die Adern gelaufen war.

Sekunden später prasselten die Steine zu Boden. Ich hörte die wuchtigen Aufschläge und hoffte, daß ich nicht getroffen wurde. Viel zu langsam verrann die Zeit.

Schließlich hielt ich es nicht mehr länger aus und hob den Kopf. Ich schaute dorthin, wo das Monster aus Stein gestanden hatte.

Mugur gab es nicht mehr.

Nur noch Trümmer.

Beruhigt stand ich auf und schaute skeptisch auf den kopfgroßen Brocken, der nur einen Schritt von mir entfernt lag. Wenn der mich getroffen hätte…

Mit schleppenden Schritten näherte ich mich dem Krater. Steine und Staub, Reste von Mugur.

Man würde sie wegfegen…

Das Zelt stand noch. Zwar etwas schief, aber immerhin, ich konnte es betreten.

Mich interessierten die lebenden Steinfiguren. Es gab sie nicht mehr. Als Mugur starb, war das magische Band zwischen ihnen zerrissen.

Meine Füße stakten durch eine dicke Staubschicht.

Wortlos machte ich kehrt.

***

Jane Collins schlief, als ich zwei Stunden später das gemeinsame Hotelzimmer betrat. Ich durchquerte den Raum auf Zehenspitzen und

setzte mich auf die Bettkante. Draußen würde es bald schon hell werden, und ich wollte noch eine Mütze voll Schlaf nehmen.

Irgendwie schien Jane gemerkt zu haben, daß sich jemand im Zimmer befand. Hinter mir raschelte das Bett, dann richtete sich die Detektivin auf.

»John?« fragte sie mit schlaftrunkener Stimme.

»In Lebensgröße.«

»Daß du auch noch mal kommst, wundert mich.«

»Mich auch.«

»Wo hast du eigentlich gesteckt?« Plötzlich klang ihre Stimme hellwach, und sie schaltete sogar das Licht ein.

»Tja, wo habe ich gesteckt?«

»Los, raus mit der Sprache.«

Ich drehte mich um und zupfte an der Schleife ihres Nachthemds, die über der Schulter lag. »Also, ich war in einem Museum, habe einen untoten indianischen Medizinmann getötet, dazu einen dreifachen Mörder gestellt und hinterher ein wenig mit Dynamit gespielt, um ein Monster zu zerblasen.«

»Aha«, erwiderte Jane, »war das alles?«

»Reicht das nicht?«

»Du hattest auch schon mal bessere Ausreden.«

»Wenn du mir nicht glauben willst, frag morgen bei der Polizei nach. Ich bin auf jeden Fall müde.«

»Fröhliches Wochenende«, sagte Jane und drehte sich auf die andere Seite.

So ist das nun mal mit den Frauen. Da kommt man später, wird mit Fragen durchlöchert, und wenn man die Wahrheit sagt, glaubt einem kein Mensch, am wenigsten die eigene Frau.

Und deshalb, Freunde, bleibe ich lieber Junggeselle…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 156 »Myxins Entführung«